

ABLteam

Eckart zur Nieden

***Gefährlicher
Ausstieg***

Eckart zur Nieden, Gefährlicher Ausstieg

ECKART ZUR NIEDEN

Gefährlicher Ausstieg

Eine Kriminalgeschichte



CHRISTLICHES VERLAGSHAUS GMBH
STUTTIGART



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft
von Jesus Christus in unserer Zeit bezeugen.

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag Neukirchen
R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Brunnen Verlag Gießen (und Brunnquell Verlag)
Christliche Verlagsanstalt Konstanz
(und Friedrich Bahn Verlag / Sonnenweg-Verlag)
Christliches Verlagshaus Stuttgart
(und Evangelischer Missionsverlag)
Oncken Verlag Wuppertal

© 1987 Christliches Verlagshaus GmbH, Stuttgart
Umschlagfoto: Silvestris/Daily Telegraph
Gesamtherstellung: Druckhaus West GmbH, Stuttgart
ISBN 3-7675-2541-0

Markus Tanner las noch einmal durch, was er eben geschrieben hatte. »Geschrieben« ist ein schmeichelhaftes Wort. Er hatte es so hastig hingeschmiert, daß er es selbst kaum entziffern konnte.

Dann setzte er seinen Namen unten rechts auf das Blatt. Er schrieb nicht »Mecki«, so wie sie ihn alle nannten, sondern Markus.

Mit zitternden Händen faltete er das Papier zusammen. Dabei knickte er es so schief, daß er es kaum in den weißen Umschlag hineinbekam. Schließlich gelang es. Er befeuchtete die Lasche mit der Zunge und klebte den Brief zu.

Markus steckte den Umschlag in die Innentasche seiner Jacke aus schwarzer Lederimitation, sprang auf, fuhr sich mit den fünf Fingern durch seine dunkelblonden Locken, wie es seine Gewohnheit war, und sah sich noch einmal im Zimmer um.

Auf dem Tisch lag das restliche Geld für die Miete. Daneben ein Zettel mit der Kündigung und der Hausschlüssel. Gut so.

Er griff nach der schweren Reisetasche und hängte sich mit der anderen Hand die Umhängetasche über die Schulter. Dann ging er zum Fenster und sah hinaus.

Der hellgrüne Mercedes stand noch da. Warum sollte er auch nicht? dachte Markus Tanner. Niemand kann Verdacht schöpfen. Ich habe die Wagen niemals hierher gebracht, wie sie es mir eingeschärft haben. Dies war eine Ausnahme. Das erste und das letzte Mal. Endgültig.

Markus zwängte sich mit seinen beiden Gepäckstücken durch die Tür. Niemand war im Flur. Möglichst leise ging er die Treppe hinunter. An der Haustür sah er kurz nach beiden Seiten, dann ging er zu dem Wagen hinüber, öffnete die Tür

und warf seine Taschen auf den Beifahrersitz. Dann setzte er sich hinein, schloß die Tür und machte sich am Zündschloß zu schaffen. Als der Motor lief, fuhr er davon.

Durch eine Vielzahl von Straßen ging die Fahrt bis in einen der weniger verkehrsreichen Vororte. Dort stellte er den Mercedes in einer Seitenstraße ab, die von einer Doppelreihe prächtiger Linden überdacht wurde. Vor den alten Villen zu beiden Seiten der Allee standen in den Gärten weitere Bäume.

Markus Tanner stieg mit seinem Gepäck aus. Dann sah er sich nach allen Seiten um, beugte sich noch einmal in den Wagen und legte seinen Brief auf den Fahrersitz. Er warf die Tür zu, ohne sie zu verschließen, und ging mit eiligen Schritten die Straße hinunter.

Mittags war der Verkehr durch die Frankfurter Innenstadt immer besonders schlimm.

Rolf Degemann kurbelte die Seitenscheibe seines altertümlichen VW-Käfers wieder hoch. Es war zwar heiß, aber der Auspuffgestank in der Schlange vor der roten Ampel war noch schlimmer. Zum Ausgleich krepelte er die Ärmel seines karierten Hemdes hoch.

Ob er wohl heute wieder da ist, der junge Mann mit den dunkelblonden Locken? Rolf Degemanns Gedanken schweiften ab – die Autoschlange bewegte sich sowieso nicht. Er ging noch einmal die verschiedenen Begegnungen mit dem jungen Mann durch, dessen Namen er nicht einmal kannte.

Es mußte wohl zwei Wochen her sein, daß er zum ersten Mal in der Teestube aufgetaucht war. Einer der freiwilligen Helfer, die jeden Tag viele Stunden opferten für Gespräche mit den »Gästen«, hatte ihn zu Rolf gebracht. Eine Weile

hatte der Lockenkopf ihn angesehen und dann gefragt: »Sie sind der Dekan?«

»Der Diakon!« hatte Rolf verbessert und sich bemüht, nicht zu lachen. »Aber du kannst ruhig ›du‹ zu mir sagen. Ich heiße Rolf.« Aber der andere war merkwürdig reserviert geblieben.

Auch nach mehreren Gesprächen an verschiedenen Tagen hatte Rolf nicht gewußt, was der junge Mann denn nun eigentlich wollte. Irgendwie schien er auch nicht so ganz zu der Zielgruppe zu gehören, um die sie sich in der Teestube bemühten: Rauschgiftsüchtige, Alkoholgefährdete, junge Leute, die von zu Hause fortgelaufen waren und in der Großstadt zu versacken drohten. Der Lockenkopf war ordentlicher angezogen und wirkte durchaus nicht heruntergekommen. Seine vielen Fragen waren gezielt und konkret. In machen Dingen war er sehr selbstsicher – ohne das nur vorzuspielen, wie das die anderen oft taten – aber an anderen Stellen war auch seine Hilflosigkeit deutlich erkennbar, und er bemühte sich auch nicht, sie zu verbergen.

Doch es waren interessante Gespräche gewesen, oft bis in die späte Nacht. Aber wer er eigentlich war und was er suchte –, hatte der Diakon und Sozialarbeiter bisher nicht herausbekommen.

Die Ampel schaltete schon wieder auf Rot, ehe die Vorwärtsbewegung bis zu dem alten VW gekommen war. Es ging vierzig Meter weiter, dann standen sie wieder.

Wie gut müssen es die Leute haben, dachte Rolf Dege-
mann, die irgendwo draußen arbeiten. Aber so eine Teestube mußte nun mal in der Stadtmitte sein, sonst fanden die nicht hin, die man aufnehmen wollte. Und in der Natur der Sache lag es auch, daß er immer erst um die Mittagszeit mit seinem Dienst begann und dann meistens bis in die Nacht beschäf-

tigt war. Die Rückfahrt war dann nicht so eine Quälerei durch den Verkehr wie die Hinfahrt.

Der große, sehnsüchtige Mann mit seinem viel zu kleinen Auto kurbelte das Fenster wieder 'runter. Diese Hitze war ja kaum auszuhalten!

Ob der Lockenkopf wieder kommen würde? Er hatte sich gestern ganz genau erkundigt, ob er, Rolf, heute da wäre. Mehrmals hatte er nachgefragt, ob das auch ganz sicher sei. Das mußte doch einen Grund haben!

Jetzt setzte sich die Autoschlange wieder in Bewegung. Rolf Degemann schaffte es noch. Mit den Augenwinkeln sah er beim Vorbeifahren, daß die Ampel wieder auf Gelb schaltete.

Nun war es nicht mehr weit.

Er bog in die nächste Nebenstraße rechts ein, dann noch einmal nach links – da war das alte Haus.

Rolf stieg aus und öffnete das Schloß und die Kette, die verhindern sollte, daß Fremde sich auf den kostbaren Parkplatz stellten. Er fuhr den Weg bis nach hinten, so daß noch zwei weitere Fahrzeuge der Helfer hinter ihm würden parken können. Da er sowieso immer der letzte war, der nachts das Haus verließ, war es so das Beste.

Als Rolf Degemann am Eingang vorbeifuhr, sah er den jungen Mann schon. Er saß vor der verschlossenen Tür auf den Stufen und hatte Gepäck neben sich stehen.

»Hallo!« sagte Rolf und reichte dem anderen die Hand. Der nahm sie und lächelte etwas verlegen. »Hallo!«

»Du bist aber früh heute!«

»Ja«, sagte er nur, und Degemann merkte, daß es wohl eine wichtige Sache war, über die er nicht auf der Treppe reden wollte.

Der Diakon schloß auf, ging hinein und öffnete zwei

Fenster, um den Geruch von gestern abend hinausziehen zu lassen. Es sah noch ziemlich wüst aus. Tassen und Gläser standen herum. Tische und Stühle waren so verschoben, daß man nicht mehr erkennen konnte, nach welchem System sie einmal angeordnet gewesen waren.

Rolf begann mit den Aufräumarbeiten und rief über die Schulter: »Hilfst du mir ein bißchen?« Er hatte sehr wohl bemerkt, daß den jungen Mann etwas bedrückte. Aber seine Erfahrung war, daß es sich viel leichter reden läßt, wenn man dabei mit irgend etwas hantiert.

In diesem Fall war es anscheinend anders. Der Lockenkopf sammelte die Gläser ein und sagte nichts. Degemann schien es, als wolle er sich beeilen, damit er schnell fertig würde. »Ach komm«, sagte er darum, »ich habe noch keine Lust zum Aufräumen. Wir setzen uns hin und unterhalten uns ein bißchen. Einverstanden?«

Der andere nickte. Sie zogen zwei Stühle heran und setzten sich neben eines der offenen Fenster.

Da der junge Gast schwieg, meinte Rolf: »Du hast mir überhaupt noch nicht gesagt, wie du heißt. Ich hab' dich schon mal danach gefragt und keine Antwort gekriegt. Du mußt es natürlich nicht sagen. . .«

»Markus Tanner heiße ich.«

Es kam Rolf so vor, als sei der Name wie ein Korken aus der Flasche gerutscht, und nun flossen die Worte immer schneller hinterher.

»Ich hab' ein Problem. Ein ziemlich großes. Ich bin hergekommen, weil ich hoffe, daß du mir helfen kannst. Und daß du auch willst. Es ist nicht ganz einfach.«

»Wenn ich kann, helfe ich dir gerne.«

»Ich – ich habe Dinge gemacht, die – na ja, die nicht erlaubt sind. Aber ich will aufhören. Ich kann einfach nicht mehr

mitmachen. Ich wußte das eigentlich schon immer. Aber was du mir alles so gesagt hast in den letzten Tagen, das hat mich noch bestärkt in meinem Entschluß. Ich muß aussteigen.«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern, was alles ich gesagt habe.«

»Du hast nicht Moral gepredigt. Du hast aber davon geredet, daß es eine Chance gibt, neu anzufangen. Durch Gott. So ähnlich hast du's gesagt.«

Er schwieg, und Degemann empfand, daß eine Bestätigung an dieser Stelle nicht nötig wäre. Er nickte nur leicht.

»Ich weiß ja nicht, ob Gott, wenn es den gibt, mir hilft. Aber ich hatte den Eindruck, wenigstens du könntest mir helfen. Ich bin fast jeden Abend hier gewesen, eigentlich nur, um dich besser kennenzulernen. Ich mußte sicher sein, daß du mich nicht fallenläßt, wenn ich den Absprung wage.«

Wieder nickte Rolf nur. Als der andere nicht weitersprach, fragte er: »Und jetzt willst du abspringen?«

»Ich bin schon.«

»Du bist schon abgesprungen?«

»Es gibt kein Zurück mehr. Wenn du mich fallenläßt, stürze ich ab.« Seine Stimme zitterte.

Rolf beugte sich vor und stützte die Ellenbogen auf die Knie. »Sprich nicht in Bildern, Markus, sondern sag' mir klar, was los ist. Ich verspreche dir, daß ich alles tun werde, um dir zu helfen.«

»Du bist doch so was ähnliches wie ein Pfarrer, nicht?«

»So was ähnliches, ja.«

»Bei euch gibt es doch ein Beichtgeheimnis?«

»Natürlich. Was du mir erzählst, bleibt ganz unter uns. Du kannst dich darauf verlassen.«

Es war, als wäre damit das schwierigste Problem gelöst, denn Markus Tanner redete jetzt ganz frei.

»Ich hab' zu einer Bande von Autodieben gehört. Nicht kleine Diebe, verstehst du, sondern eine richtige große Organisation. Wir haben teure Wagen geklaut, umgearbeitet und in den Nahen Osten verschoben. Bezahlt wurde mit Rauschgift. Aber über den Dealerring, der da noch dranhängt, weiß ich nichts Näheres.«

»Und die Polizei. . . ?«

»Weiß von nichts. Sag' bitte nicht, ich soll zur Polizei gehen. Das kann ich nicht. Die brummen mir sicher ein paar Jahre auf.«

»Hm«, machte Rolf, und dachte angestrengt nach, wie er dem anderen die Wahrheit sagen könnte, ohne ihn vor den Kopf zu stoßen. »Weißt du, Markus, ich helfe dir gerne. Das kannst du mir wirklich glauben. Wenn ich zum Mitwisser von Verbrechen würde und das für mich behalten und damit decken würde, dann täte ich das zwar ungern. Aber um dir zu helfen, würde ich das tun. Nur – ob dir so wirklich zu helfen ist? Ich meine, es gibt keinen Neuanfang – das willst du doch, einen Neuanfang, nicht? Es gibt keinen Neuanfang, wenn du mit der Vergangenheit nicht klaren Tisch machen willst.«

Markus nickte kaum merklich und schwieg. Erst nach einer Weile sagte er leise: »Ich weiß.« Dann blickte er auf und sah Rolf an. »Laß mir Zeit, bitte! Ich. . . ich will darüber nachdenken. Ich muß mir erst schlüssig werden.«

»Okay, Markus. Ich dränge dich nicht. Aber was versprichst du dir dann von mir? Wie kann ich dir helfen?«

Der junge Mann blickte wieder zu Boden. »Ich weiß, es ist ein bißchen unverschämt, was ich dich bitten wollte: Kannst du mich verstecken? Kannst du mich ein paar Wochen irgendwo unterbringen?«

»Verstecken? Aber Markus. . . «

»Sag' nichts! Hör' dir erst bitte alles an, ehe du antwortest!«

Rolf nickte. Der Lockenkopf fuhr nach einigen Augenblicken des Überlegens fort: »Ich war mittendrin. Dreimal war ich selbst im Nahen Osten. Natürlich kenne ich bei weitem nicht alle Geheimnisse der Organisation. O nein, dafür sind die viel zu schlau. Außer ein paar Spitzenleuten gibt es keinen, der die Zusammenhänge kennt, die Namen, die Adressen. Aber ich weiß immerhin so viel, daß ich ihnen ziemlich großen Schaden zufügen könnte. Und das werden sie nicht zulassen. Wenn sie wissen, daß ich abspringe, dann – dann bringen sie mich um.«

»Na, ist das nicht ein bißchen übertrieben? Hast du da nicht zu viel Angst?«

»Ich hoffe ja auch, daß sie es nicht so weit treiben. Aber was sollten sie sonst mit mir machen? Sie müssen mich zum Schweigen bringen! Außerdem drohen sie es jedem an, der bei ihnen einsteigt.«

»Dir haben sie es also auch angedroht?«

»Natürlich! Zweimal, sehr deutlich! Erst, als ich anfang, für sie Autos zu klauen, und dann, bevor sie mich zum ersten Mal in den Nahen Osten schickten.«

»Du hast also auch Autos geklaut?«

»Das war mein Hauptjob. Ich war ziemlich geschickt dabei. Und da haben sie mir eines Tages telefonisch gesagt, ich hätte die Chance, noch viel mehr zu verdienen. Sie hätten Vertrauen zu mir, daß ich das richtig mache. Na ja, und dann kam die Sache mit der Fahrt durch den Balkan über den Bosphorus. . . Ich muß gestehen, daß mich die Sache nicht nur gereizt hat, weil da viel zu verdienen war. Es war eben ein Abenteuer.«

»Wann war das?«

»Voriges Jahr und Anfang dieses Jahres. Zwischendurch

habe ich dann hier immer wieder Autos besorgt. Bis heute morgen. Da hab' ich das letzte gestohlen und abgeliefert.«

»Heute morgen noch?«

»Ich mußte doch! Ich habe zwar lange schon die Absicht gehabt aufzuhören. Und der Entschluß wurde immer fester. Aber ich durfte doch keinen Verdacht erregen. Und darum hab' ich heute den letzten Mercedes an dem vereinbarten Punkt abgestellt, in der Lindenallee. Da stellen wir immer die Autos ab, die anderen auch. Abends oder in der Nacht holt sie dann jemand ab. Dann werden sie anders lackiert, die Nummern werden abgeschliffen und neu eingeschlagen, neue Papiere werden ausgestellt. . .«

»Und du weißt nicht, wo sie das machen?«

»Nein. Ich kenne auch keinen.«

»Hast du ihnen am Telefon gesagt, daß du aufhören willst?«

»Ich hab' einen Brief ins Auto gelegt.«

Degemann stützte das Kinn auf die Fäuste und dachte angestrengt nach. Er hatte in seiner Arbeit schon eine Menge Probleme zu bewältigen gehabt. Aber dieses hier war neu.

Nach einer Weile wurde Markus Tanner unruhig. »Willst du mir nicht helfen? Ich habe mich fest darauf verlassen! Ich habe dir vertraut. Du hast selbst einmal gesagt, Christentum wäre nicht eine Sache frommer Worte, sondern des praktischen Lebens. Und ich hatte den Eindruck: der Mann ist echt, der redet nicht nur so daher, auf den kannst du dich verlassen. . .«

»Sei still, Markus!« Rolf konnte die Angst in der Stimme des jungen Mannes mitschwingen hören und in seinen Augen sehen. »Ich habe dir versprochen zu helfen, und das tue ich auch. Du kannst dich darauf verlassen. Nur muß du mir ein bißchen Zeit zum Nachdenken lassen.«

Rolf zwang sich selbst zur Ruhe, aber er konnte nicht verhindern, daß er aufsprang und im Raum hin und her ging. Dann blieb er vor Markus stehen.

»Wissen die, daß du in letzter Zeit oft hier warst?«

»Nein. Kann ich mir jedenfalls nicht denken. Ich habe ja allein gewohnt.«

»Hm. Hast du Verwandte?«

»Meine Eltern leben in Heidelberg. Aber wir haben eigentlich kaum Verbindung. Ich hab' früher immer gesagt, das sind richtige Spießler. Inzwischen – na, inzwischen würde ich es vielleicht nicht mehr so ausdrücken. Aber verstehen würden wir uns trotzdem nicht. Außerdem – zu denen kann ich nicht. Die Organisation kennt die Adresse. Da würden sie mich schnell finden.«

»Ich muß mal telefonieren«, sagte Rolf langsam, überlegend. »Ich habe eine Schwester, die lebt auf einem Bauernhof in der Rhön.«

Er ging ins Nebenzimmer, wo das Telefon stand, ließ aber die Tür offen. Markus hörte, wie er wählte.

»Grüß dich, Gisela, hier ist Rolf. . . Ach, gut, im großen und ganzen. . . Der kommt gut mit in der Schule, macht uns Freude. Natürlich auch mal Sorgen, wo gäb's das nicht mit Kindern. Aber wir haben keinen Grund zu klagen, Anke und ich. . . Danke. . . Du, Gisela, weshalb ich anrufe: Ich habe eine große Bitte. Bei mir ist ein junger Mann, der. . . ja, der mal für einige Zeit aus Frankfurt 'raus muß. Ob der sich mal eine Weile bei euch aufhalten könnte? Er kann in der Dachkammer wohnen, anspruchsvoll ist er nicht. Und wenn ihr eine Arbeit für ihn habt, packt er sicher auch mit an. . . Das wäre. . . Aber frag' erst Klaus, ehe du zusagst. Ich möchte nicht, daß es dann nachher Ärger gibt. Ich meine, er soll auch ein volles Ja dazu haben. . . Wann kommt er zurück?

. . . Gut, dann rufe ich so etwa in einer dreiviertel Stunde noch mal an, ja? . . . Okay, bis gleich!«

Markus hörte, wie aufgelegt und neu gewählt wurde. »Rolf ist hier. Du, Andreas, könntest du heute ein bißchen früher kommen? Ich muß nachher unbedingt für etwa zwei Stunden weg. . . So früh wie möglich. . . Deine Schulaufgaben kannst du ja hier machen. Um die Zeit kommt meistens noch keiner. Es ist ja nur, daß einer da ist, wenn das Haus aufgeschlossen ist. . . Okay, ich rechne mit dir. Danke!«

Rolf kam zurück. »Es klappt wahrscheinlich. Ich kriege nachher noch Bescheid.«

»Das wäre prima. Ich helfe gern auf dem Bauernhof. Von Landwirtschaft verstehe ich zwar nichts, aber vielleicht kann ich irgendwas reparieren.«

Beide standen voreinander und sahen sich an.

Dann stieß Markus leise heraus: »Du ahnst gar nicht, Rolf, wie dankbar ich dir bin!«

Zwei Männer standen auf dem Bürgersteig gegenüber der Teestube. Es war noch nicht ganz dunkel, aber die Hitze hatte nachgelassen.

Eine Weile beobachteten sie das Haus. Dann stieß einer den anderen an, und sie gingen hinüber.

Am Eingang sprach sie jemand freundlich an: »Trinkt ihr Tee? Cola? Kommt 'rein!«

Die beiden Männer versuchten, freundlich zurückzulächeln, was aber nicht besonders gut gelang. Der junge Mann an der Tür hatte den Eindruck, daß es mehr nach verzerrtem Grinsen aussah.

Die beiden Männer – der eine breitschultrig und muskulös, der andere eher schlacksig – sahen sich im Raum um. Offenbar fanden sie nicht, was sie suchten, denn sie setzten

sich an einen der Tische und musterten dabei weiter die Menschen, die den Raum füllten.

Der junge Mann, der sie am Eingang begrüßt hatte, zog sich einen Stuhl vom Nachbartisch heran und fragte, während er sich zu den beiden setzte: »Sucht ihr jemanden?«

»Einen jungen Mann«, gab der Schlacksige zur Antwort, »er heißt Mecki.«

»Mecki? Kenne ich nicht.«

»Oder eigentlich: Markus.«

Der Gefragte zuckte die Achseln.

Der Breitschultrige sagte, und es klang fast wie ein Vorwurf: »Er soll aber hier sein. Er wäre oft hier, hat uns jemand gesagt.«

»Wie sieht er denn aus?«

»Na – wie sieht er aus. . . Also er ist mittelgroß, hat so Locken, den ganzen Kopf voll, nicht ganz schwarz, aber auch nicht richtig blond. Und meistens hat er 'ne Lederjacke an. . .«

»Ach der! Ja, den kenne ich. Nein, heute ist er nicht da.«

»Und du weißt nicht, wo wir ihn finden können?«

»Er war heute schon mal hier. Aber er ist mit Rolf Degemann weggefahren. Das ist der Diakon, der hier die Leitung hat. Ich weiß nicht, wo sie hingefahren sind.«

Der Dünne bohrte weiter: »Wie können wir denn diesen Rolf Dingsda erreichen?«

»Rolf Degemann. Wenn ihr wartet – er kommt noch mal her, heute abend. Hat er jedenfalls gesagt.«

»Okay, dann warten wir.«

Damit wandte er sich so deutlich von dem jungen Mann ab, daß nicht zu übersehen war: Er sah die Unterredung als beendet an.

»Mach's gut, Andreas. Und nochmals vielen Dank, daß du gekommen bist!« Degemann drückte dem jungen Mann an der Tür die Hand.

»Nichts zu danken. Ich habe ja meine Hausaufgaben hier machen können. Solange noch kein Betrieb ist, geht das besser als zu Hause. Bei zwei so lebhaften Schwestern ist immer was los, weiß du.«

»Grüß' zu Hause. Ich räume hier schon mal ein bißchen auf, und dann, denke ich, werden die paar Leute auch bald gehen.«

»Ach übrigens, haben die beiden Männer dich gesprochen?«

»Was für Männer?«

»Da waren zwei Männer, die suchten einen gewissen Markus. Das war doch der, der mit dir im Auto weggefahren ist – oder?«

»Die suchten Markus?« Rolf schoß das Blut in den Kopf.

»Was hast du, Rolf? Was ist mit Markus und mit den Männern?«

»Hast du ihnen gesagt, daß er hier war?«

»Ja, ich hab' ihn doch gesehen! Ich wußte ja nicht. . . Hätte ich das nicht sagen sollen?«

»Schon gut. Ich bin schuld. Ich hätte dran denken sollen, dich auf diese Situation vorzubereiten.«

»Aber was bedeutet das alles? Warum sollen sie nicht wissen, daß er hier war?«

»Du, nimm's mir nicht übel, Andreas, aber es ist besser, wenn ich dir das nicht erzähle.«

»Schon gut, Rolf. Ich gehe dann. Und wenn du mal wieder Hilfe brauchst – Anruf genügt.«

Rolf nickte nur und wandte sich ab. Ängstliche und wirre Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er hatte die Befürch-

tungen von Markus nicht so ganz ernst genommen. Einen Mitwisser umlegen – das hörte sich so nach dem Chicago der dreißiger Jahre an, aber hier. . . Natürlich gab es auch Verbrecherbanden in Frankfurt, aber – nun ja, Rolf konnte es sich einfach nicht vorstellen. Aber was man sich nicht vorstellen kann, ist deshalb noch lange nicht ausgeschlossen, dachte er. Und je länger er grübelte, desto mehr zerrannen ihm alle Gegenargumente. Wenn alles wirklich so war, wie Markus gesagt hatte, dann war es nur wahrscheinlich – na ja, zumindest, daß sie ihn kriegen wollten. Und wenn nun diese zwei Männer nach ihm suchten. . .

Andreas fuhr auf seinem Fahrrad davon. Rolf sah ihm nach. Unwillkürlich suchte er mit den Augen die Straße ab. Nichts Auffälliges war zu sehen. Es war auch trotz der späten Stunde noch Betrieb. Eigentlich konnte ihm nichts passieren.

Seine Gedanken wanderten zu Markus. Ein netter Junge! Das hatten auch seine Schwester und sein Schwager gefunden. Schade, daß er in diese Sache hineingeraten war!

Jetzt gingen die letzten Gäste. Sie verabschiedeten sich an der Tür von dem Diakon.

Rolf räumte Flaschen und Gläser weg und schob Tische und Stühle an ihren Platz. Er hatte eigentlich noch einiges Schriftliche zu erledigen, aber das wollte er morgen machen. Saubermachen auch. Eine innere Unruhe zog ihn nach Hause.

Nachdem er sich noch einmal umgeschaut hatte, schaltete er das Licht aus und steckte den Schlüssel von außen ins Schloß.

Plötzlich waren sie da. Einer schlug ihm mit ungeheurer Wucht in die Magengrube, so daß er sich zusammenkrümmte. Der andere packte von hinten seinen linken Arm und drehte ihn auf den Rücken. Ein kräftiger Stoß ließ

Degemann in den Flur zurückstolpern. Die beiden Männer kamen nach und zogen die Tür hinter sich zu.

Rolf schleppte sich mühsam zu einem Stuhl. Sein Magen schmerzte entsetzlich, und ihm war speiübel. Der kräftigere der beiden Männer baute sich breitbeinig vor ihm auf, und der andere stellte sich hinter ihn. Die Lampen waren nicht an, aber von der Straße fiel genug Licht durch die Fenster.

»Haben wir die Ehre mit Herrn Degemann?«

Als der Gefragte keine Antwort gab, trat ihm der andere ans Schienbein.

»Wir sind es gewohnt, eine Antwort zu bekommen, wenn wir höflich gefragt haben.«

Degemann nickte.

»Wo ist Mecki?«

Schweigen.

Der Mann packte Rolf bei den Haaren und riß seinen Kopf hoch. »Wo ist Mecki?«

»Ich sage es nicht!« preßte Rolf mühsam hervor.

Der Mann schlug ihm ins Gesicht. Blut lief aus der Nase.

»Willst du, daß wir dich fertigmachen?« fragte leise, bedrohlich leise der Hagere. Rolf sah aus den Augenwinkeln, wie er einen Stuhl hob.

In diesem Augenblick schoß er nach vorn und rammte dem Mann vor ihm seine Fäuste in die Magengrube. Aber er hatte nicht mehr die gewohnte Kraft. Der andere stöhnte auf, stürzte aber nicht. Ein ungleicher Kampf. Rolf konnte nur noch unkontrolliert und damit wirkungslos schlagen.

Plötzlich flog die Tür auf, und das Licht ging an. Andreas stand im Eingang. Blitzschnell hatte er die Situation erfaßt: »Hilfe! Hilfe!« schrie er laut zur Straße hin. Dann stürzte er sich auf den Kneuel der drei Männer.

Aber ein Kampf war nicht mehr nötig. Die beiden Schläger

sprangen auf und rannten davon. Die Leute, die sich auf dem Bürgersteig zu versammeln begannen, wichen zur Seite. Schnell waren die beiden um eine Hausecke verschwunden.

Andreas beugte sich über seinen Freund. »Ist es schlimm? Soll ich einen Krankenwagen rufen?«

»Nein, nein, nicht nötig!« keuchte Rolf. »Laß mich nur einen Moment sitzen. Und bring mir bitte ein Papiertaschentuch für meine blutende Nase.«

Der junge Mann wühlte in den Schubladen der Teeküche, brachte ein paar Papierservietten und rief die Polizei an. Er schilderte kurz, was passiert war, legte auf und kam zu dem Sozialarbeiter zurück.

»Sie kommen gleich.«

»Mensch, Andreas, du bist gerade im richtigen Augenblick gekommen.«

»Ich war schon fast zu Hause. Die ganze Zeit ist mir durch den Kopf gegangen, wie du reagiert hast, als ich dir von den beiden Männern erzählte. Schließlich hab' ich's mit der Angst zu tun gekriegt und bin umgekehrt.«

»Vielen Dank! Andreas, sei so gut, und schieb mal ein paar Stühle zusammen, daß ich mich ein bißchen hinlegen kann!«

Der junge Mann tat das.

Dann hörten sie das Horn eines Streifenwagens.

»Also noch einmal«, knurrte der Beamte. Es war am nächsten Morgen, und sie saßen in einem unfreundlich wirkenden Büro.

Es fiel Rolf Degemann nicht schwer, die Ungeduld aus der Stimme des Polizisten herauszuhören. »Sie sind sicher, daß der Überfall einzig dem Zweck diene, den Aufenthaltsort des jungen Mannes 'rauszukriegen?«

»Ganz sicher, Herr Inspektor.«

»Sagen Sie Enders zu mir. Ich rede Sie ja auch nicht mit Herr Diakon an.«

Degemann nickte, und damit schien das Gespräch wieder festgefahren zu sein.

Nach einer Weile begann der Polizist von neuem. »Ich fürchte, Herr Degemann, Sie machen sich nicht recht klar, was Ihr Schweigen bedeutet. Sie bringen den Jungen in große Gefahr. Wir können ihn nicht schützen, wenn wir nicht wissen, wo er ist.«

»Aber wenn Sie wüßten, wo er ist, würden Sie ihn nicht nur schützen, sondern auch verhaften und unter Anklage stellen.«

»Das bestreite ich nicht. Es ist unsre Pflicht. Tut mir leid, aber wir haben unsern Job.«

»Und ich habe meinen.«

»Den Job eines Seelsorgers, wie?«

»Das ist zwar kein besonders schönes Wort dafür, aber wenn Sie so wollen – ja.«

»Haben Sie schon mal dran gedacht, daß Sie sich mitschuldig machen, wenn Sie die Aufklärung von Straftaten behindern?«

»Ich weiß, daß ich mich schuldig mache, wenn ich das Versprechen breche, ihn nicht zu verraten. Schuldig an einem jungen Menschen, der im Begriff ist, von einem verkehrten Weg umzukehren.«

Der Inspektor sprang wütend auf, so heftig, daß sein Stuhl hinter ihm polternd an den Heizkörper stieß. Einige Male ging er im Zimmer schweigend auf und ab.

Schließlich blieb er vor Degemann stehen. Seine Augen blickten gar nicht mehr böse, eher hilflos. »Können Sie sich vorstellen, wie frustrierend so ein Beruf ist? Wir wissen seit langem, daß es eine Organisation geben muß, die hinter all

den Autodiebstählen steckt. Auch die Rauschgiftsache muß von irgendwem geleitet sein. Nun bekommen wir bestätigt, was wir schon seit einiger Zeit vermutet haben, daß nämlich beides zusammenhängt. Eine größere Organisation, die für die meisten dieser Verbrechen verantwortlich ist. Wir tappem seit Monaten im Dunkeln. Kleine Erfolge, etwa, wenn wir einen Dealer der unteren Garnitur erwischen, enden immer wieder in der Sackgasse.«

Er machte wieder eine Runde durchs Zimmer. »Und dann passiert auf einmal der unwahrscheinliche Glücksfall, daß einer aussteigen will. Die große Chance! Und da kommen Sie mit Ihrem verrückten Beichtgeheimnis!« Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn und ging wieder auf und ab.

»Ist das etwa christlich?« fragte er und starrte Degemann ins Gesicht. »Können Sie das verantworten, daß dauernd Verbrechen geschehen? Verbrechen, die Sie verhindern könnten, wenn Sie nur den Mund aufmachen und eine bestimmte Adresse sagen würden!«

Rolf hielt seinem Blick stand und erwiderte ruhig: »Sie sind undankbar! Ich habe Ihnen ja immerhin außer dem Aufenthaltsort und dem Namen des jungen Mannes alles gesagt, was ich weiß. Und damit sind Sie weiter, als Sie vorher waren. Jetzt tun Sie Ihre Pflicht, und ich tue meine.«

Der Kriminalsekretär setzte sich erschöpft auf die Schreibtischkante und schaute vor sich auf den Boden. »Ich dachte, ich hätte deutlich genug gesagt, daß es nicht nur meine Pflicht ist. Ich hoffe nicht, Sie denken, nur Sie würden Ihren Beruf ernst nehmen.«

»Das denke ich nicht, Herr Enders. Ich habe sehr wohl gehört, was Sie eben über Ihre Frustrationen gesagt haben. Aber jetzt will ich Ihnen mal etwas über meine erzählen. Seit sechs Jahren arbeite ich in der Teestube. Ungezählte Nächte

habe ich mir um die Ohren geschlagen, um Menschen zu helfen, die auf die schiefe Bahn geraten sind. Und das meistens völlig umsonst. Und auch, wenn es manche Erfolge gab – ich weiß nicht, ob Sie das verstehen, aber ich weiß mich von Gott gerufen, nicht nur jungen Menschen aus Alkohol und Drogen und Prostitution herauszuhelfen, sondern sie auch zum Glauben zu führen, damit ihr neues Leben ein Fundament hat. Denn nur dann ist ihnen wirklich geholfen! Aber da gibt es so viele Enttäuschungen. Und nun schickt mir Gott einen jungen Mann, der offensichtlich von der biblischen Botschaft angesprochen ist. Ich werde ihn nicht vor den Kopf stoßen! Ich würde es auch dann nicht tun, wenn ich nicht unter der Pflicht stände, das Beichtgeheimnis zu hüten.«

Der Beamte hatte mit gesenktem Kopf zugehört. Er blickte auch jetzt nicht auf, als er leise sagte: »Gut, Degemann. Sie können jetzt gehen.«

Er sah auch nicht auf, als der andere ihm an der Zimmertür noch einen Gruß zuwarf.

Als es klingelte, war Anke Degemann gerade dabei, das Geschirr vom Mittagessen zu spülen. Sie rief darum dem elfjährigen Dirk zu: »Gehst du bitte mal an die Tür?«

»Okay, Mutti!« rief der, sprang vom Sofa auf, wo er mit einem Buch gelegen hatte, und ging zur Tür.

Draußen standen zwei Männer. Sie wirkten auf Dirk ein bißchen heruntergekommen, aber das erschreckte ihn nicht. Sein Vater hatte oft Besuch von Leuten, die so aussahen. Das brachte sein Beruf mit sich.

»Du bist sicher der Sohn von Rolf Degemann, richtig?« fragte der Dünnere von den beiden.

»Ja.«

»Komm doch bitte mal mit zu unserem Auto. Ich soll dir was geben von deinem Vater.«

»Ja, ich sag nur eben meiner Mutter Bescheid.«

»Ach komm, ist doch nicht nötig! Nur eben die Treppe 'runter. Wir haben's nämlich eilig, weißt du!«

»Okay.«

Dirk ließ die Tür angelehnt und folgte den beiden Männern die Treppe hinunter.

Er hörte nicht mehr, wie seine Mutter rief: »Wer ist denn da?«

Als Frau Degemann keine Antwort bekam, als sie auch keine Stimmen mehr am Eingang hörte, schüttelte sie das Wasser von den Händen, trocknete sie ab und ging zur Tür.

Merkwürdig, die Flurtür war nur angelehnt. »Dirk!« rief sie ins Treppenhaus. Aber niemand antwortete. Dieser ungezogene Bengel! Jetzt hat er sich wieder von seinem Freund zum Spielen abholen lassen, ohne mir Bescheid zu sagen!

Frau Degemann schloß die Tür und ging ans Fenster. Sie konnte gerade noch sehen, wie ihr Sohn von zwei Männern gewaltsam in ein Auto geschoben wurde.

Das Herz blieb ihr fast stehen.

An den strampelnden Bewegungen von Dirks Beinen konnte sie sehen, daß er sich wehrte. Aber der kräftigere der beiden Männer schob den Jungen ganz ins Auto und setzte sich rechts hinten daneben. Der andere war schon um den Wagen herumgerannt und beim Fahrersitz eingestiegen. Jetzt ließ er den Motor an und brauste mit quietschenden Reifen davon.

Einen Moment lang konnte Anke Degemann überhaupt nichts denken. Dann kam sie zu sich und rannte zum Telefon. Später dachte sie noch manches Mal darüber nach,

warum sie nicht gleich die Polizei angerufen hatte. Aber jetzt handelte sie nicht nach Überlegung. Sie rief in ihrer Angst ihren Mann an.

Es klingelte eine halbe Ewigkeit. Anke dachte: »Vielleicht ist er noch gar nicht da. Vielleicht steckt er noch im Stau.« Aber dann kam Rolf an den Apparat.

»Rolf, Dirk ist entführt worden! Eben gerade! Ich hab's vom Fenster aus gesehen. Sie haben – es waren zwei Männer! Sie. . .«

»Hast du die Polizei gerufen?«

»Nein.«

»Tu das sofort! 110! Ich bin in zwanzig Minuten da!«

Anke Degemann legte auf und wählte mit zitternden Fingern neu.

Als Rolf Degemann keinen Parkplatz in der Nähe seiner Wohnung fand, ließ er seinen VW einfach halb auf dem Bürgersteig im Parkverbot stehen, stieg aus, rannte zum Haus und die Treppe hinauf und stürzte in die Wohnung.

Zwei Polizisten standen herum. Seine Frau saß auf der Couch und war bleich wie mit Mehl gepudert.

Rolf setzte sich neben sie und legte den Arm um sie. »Erzähl mir, was passiert ist!«

Stockend berichtete Frau Degemann. Sie war sichtlich um Selbstbeherrschung bemüht, auch wenn sie am liebsten den Tränen freien Lauf gelassen hätte.

»Und Ute?«

»Es ließ sich nicht vermeiden, daß sie mitbekam, was passiert ist. Soweit sie's versteht. Jetzt ist sie im Kinderzimmer. Frau Trebing von gegenüber ist bei ihr, solange ich hier mit der Polizei zu tun hatte.«

Jetzt kam einer der Polizisten herbei. »Wir haben die

Klingel und die Türklinke nach Fingerabdrücken abgesucht. Aber das ist nicht sehr vielversprechend. Übrigens: Kommissar Enders will heute noch vorbeikommen. Es kann aber sechs Uhr werden, sagt er.«

»Gut. Wir sind hier.«

Die Polizisten gingen.

Anke Degemann hatte das Gesicht in den Händen vergraben, und jetzt, wo sie allein waren, fing sie an zu schluchzen. »Warum nur? Was wollen die denn von uns? Wir haben doch kein Geld!«

»Die wollen etwas ganz anderes!«

Anke sah auf. »Weißt du denn, was sie wollen?«

»Ich vermute es.«

»Geht es um dieselbe Sache, wegen der sie dich gestern verprügelt haben?«

»Wahrscheinlich.«

»Was ist das für eine Sache? Rolf, du mußt es mir erzählen! Ich habe ein Recht darauf!«

Degemann ging eine Weile auf und ab, dann setzte er sich auf die Tischkante.

»Rolf! Bitte!«

»Einiges will ich dir erzählen. Aber nicht alles. Glaub' mir, Anke, es ist besser, wenn du nicht alles weißt!«

»Das verstehe ich nicht! Aber nun fang doch wenigstens an!«

»Die beiden Männer wollten von mir erfahren, wo sich ein junger Mann aufhält, der öfter in der Teestube war.«

»Was ist mit dem?«

»Er hat zu einer Bande von Autodieben und Rauschgiftschmugglern gehört und will da aussteigen. Er befürchtete aber, daß sie ihn umbringen wollen, weil sie natürlich damit rechnen müssen, daß er etwas verrät.«

»Und du weißt, wo er ist?«

»Ja.«

»Und als sie dich verprügelt haben, hast du es nicht verraten?«

»Nein.«

»Und darum glaubst du. . .«

»Ich weiß es nicht. Aber es kann sein, daß sie mich jetzt erpressen wollen, es ihnen zu sagen.«

Anke sah ihren Mann mit blassem Gesicht und nassen Augen an. »Du mußt es ihnen sagen!« hauchte sie leise, aber bestimmt.

Rolf sah vor sich auf den Teppich und zählte die Muster. Sein Gehirn weigerte sich einfach, sich mit der Frage zu beschäftigen, die da vor ihm stand, und flüchtete darum in diese völlig unsinnige Tätigkeit.

»Rolf!« rüttelte ihn seine Frau plötzlich mit lauter Stimme wach. »Rolf! Sag doch was! Du mußt es ihnen verraten, hörst du? Du mußt!«

Rolf versuchte, sich weiter um eine Antwort zu drücken. »Vielleicht ist es ja was ganz anderes.«

»Aber wenn es so ist. . .«, Anke schrie fast.

»Sie werden einem Kind nichts tun.«

»So? Woher weißt du das? Ich sage dir: Ich lasse es nicht zu, daß du das Leben unsres Kindes aufs Spiel setzt, um so einen Verbrecher zu schützen! Das lasse ich nicht zu!«

»Wir wissen ja noch gar nicht. . .«

»Er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er in Gefahr kommt! Er ist ein Gangster! Wer weiß, ob er nicht selbst schon gemordet hat. . .«

»Anke! Sag das nicht, wenn du keinerlei Anhaltspunkte. . .«

»Hast du nicht selbst gesagt, er war im Rauschgifthandel?

Na, siehst du! Wie viele kommen da um! Das weißt du doch am besten! Jahrelang treten solche Leute alle Moral mit Füßen. Und auf einmal besinnen sie sich auf die christliche Nächstenliebe, die ihnen die frommen Leute schuldig sind, und –«

»Bitte rede nicht so weiter, Anke! Du bist aufgewühlt und weißt darum nicht, was du sagst. Aber denke daran, daß mein ganzer Beruf darin besteht, Bedürftigen zu helfen. Und daß ich sehnlichst oft monatelang darauf warte, daß jemand sich besinnt und umkehren will, und – ja, und an meine christliche Nächstenliebe appelliert. Und wenn er es tut, freue ich mich.«

»Dagegen sage ich ja auch nichts. Aber wenn du zu entscheiden hast, ob dir so ein Mensch wichtiger ist als dein eigenes Kind – ein unschuldiges, elfjähriges Kind – ich hoffe, da mußt du nicht lange überlegen!«

Plötzlich stand die Nachbarin in der Tür zum Kinderzimmer.

Rolf sah kaum auf. »Ach, Frau Trebing! Sie habe ich ganz vergessen. Was ist mit Ute?«

»Sie schläft«, antwortete die freundliche ältere Dame. »Es tut mir leid, daß ich Ihr Gespräch mit anhören mußte. Entschuldigen Sie, daß ich mich einmische, Herr Degemann. Aber Ihre Frau hat recht. Sie müssen jetzt zuerst an Ihr Kind denken, und an Ihre Frau. . .«

Degemann machte eine wegweisende Handbewegung. »Ich weiß. Ich hab' ja auch nicht gesagt, daß ich es nicht tun wollte. Es ist nur. . .« Er vollendete den Satz nicht.

Nach einigen Augenblicken des hilflosen Schweigens sagte die Nachbarin: »Ich gehe dann jetzt, Frau Degemann. Wenn Sie noch irgendwie Hilfe brauchen, rufen Sie mich!«

»Ist gut, Frau Trebing. Ich danke Ihnen.«

In dem Augenblick, als die hilfsbereite Dame die Wohnungstür hinter sich zuzog, klingelte das Telefon. Rolf und Anke schreckten auf und sahen sich an. Flehen lag in ihrem Blick, Verzweiflung in seinem. Erst als es dreimal geklingelt hatte, gab Rolf sich einen Ruck, ging mit großen Schritten zum Apparat, hob mit energischer Bewegung ab und meldete sich knapp: »Degemann.«

Einen Moment lang war gar nichts zu hören. Dann sagte eine Männerstimme, der eine Mischung aus Haß und Häme anzuhören war: »Wir kennen uns doch, Degemann, nicht wahr?«

»Was wollen Sie?«

»Ist das so schwer zu raten? Mecki gegen deinen Kleinen.«

»Wo ist mein Junge jetzt? Ich will mit ihm reden!«

»Die Bedingungen stellen wir!«

»Irrtum. Ihr wollt etwas von mir, und ich will etwas von euch. Also haben wir beide Bedingungen zu stellen.«

»Guck mal einer an, der Herr Diakon markiert den starken Mann!«

»Hör mal, solange ich nicht mit meinem Jungen gesprochen habe und sicher bin, daß es ihm gut geht, solange läuft überhaupt nichts!«

In diesem Moment kam Anke von hinten heran und riß ihrem Mann den Hörer aus der Hand. »Hören Sie!« schrie sie in die Muschel. »Tun Sie dem Kind nichts! Mein Mann sagt Ihnen, wo der Mann ist, den Sie suchen! Ganz bestimmt! Aber tun Sie dem Jungen nichts, bitte!«

»Na schön, gnädige Frau«, antwortete gedehnt die Stimme am anderen Ende mit unverhohlenem Triumph. »Dann fragen Sie ihn doch mal gleich und sagen Sie's mir dann!«

Anke blickte ihren Mann stumm an. Der sah ihr in die Augen, zornig und traurig und ratlos zugleich, und führte

mit langsamer Bewegung die Hand zum Telefonapparat. Dann, kurz entschlossen, unterbrach er das Gespräch.

Seine Frau erschrak und hauchte: »Was tust du da? Was soll das?« Und lauter werdend: »Er wird sich ärgern und seine Wut an dem Kind auslassen! Jetzt hast du alles verderben!«

»Du warst im Begriff, alles zu verderben! Warum mischst du dich ein? Er glaubt, er kann alles mit uns machen, weil er weiß, wieviel Angst du hast. Verhandeln kann man nur, wenn man. . .«

»Verhandeln – verhandeln!« schrie seine Frau. »Ich will nicht verhandeln! Ich will mein Kind wiederhaben!«

»Es ist auch mein Kind, und ich will es auch wiederhaben! Aber ich will es gesund und unversehrt wiederhaben! Wer sagt denn, daß sie Dirk freilassen, wenn ich den Aufenthaltsort des Mannes verrate? Da müssen wir doch sicher gehen! Wir können nicht gleich alle Karten aus der Hand geben!«

Anke ging zum Sofa hinüber und ließ sich hineinfallen. »Du mit deinen nüchternen Überlegungen!« sagte sie schwach.

»Glaub' mir, Anke, ich verstehe ein bißchen von der Psychologie dieser Leute.«

»Statt uns zu trösten, streiten wir uns.«

»Du hast recht. Und statt Gott um Hilfe zu bitten.«

Die Tür zum Kinderzimmer öffnete sich, und die kleine Ute kam herein. »Mutti, ist Dirk wieder da?«

Anke schüttelte weinend den Kopf. Das Kind ging zu ihr und legte die Ärmchen um sie. »Du mußt nicht weinen, Mutti! Der liebe Gott ist stärker als die bösen Männer.«

Degemann setzte sich daneben. »Da hast du recht, Ute. Ganz bestimmt!«

Eine Weile saßen alle drei schweigend da.

»Gut, Rolf«, sagte Anke plötzlich, »du führst die Verhandlungen. Ich verspreche dir, mich nicht mehr einzumischen. Aber du versprichst mir, letztlich nachzugeben und ihnen den Mann auszuliefern!«

Rolf ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Ich muß nachdenken, Anke. Ich muß mir erst klarwerden. Bitte, setz mich nicht unter Druck!«

»Rolf, bitte!«

»Ja, ja, wahrscheinlich muß es wohl darauf hinauslaufen, wenn nicht ein Wunder geschieht, aber. . .«

Er vollendete den Satz nicht.

Gibt es denn keine Lösung? dachte er immer wieder. Irgendeine Lösung, die mich nicht schuldig werden läßt, so oder so. Aber so sehr er sich auch das Gehirn zermarterte, ihm fiel nichts ein.

Dann klingelte das Telefon erneut.

Die Eheleute sahen sich an, und Rolf murmelte: »Wenn sie das wieder sind, dann haben wir einen ersten kleinen Siegerungen, glaub' mir!«

Er ging hin und hob ab. »Degemann.«

»Degemann, wenn du glaubst, du könntest dein Spielchen mit uns treiben. . .«

»Hauptsache, ihr glaubt nicht, ich ließe mit mir spielen. Ich bin ja zu einem Handel bereit. Aber die Bedingung habe ich euch gesagt. Ich will mit meinem Jungen sprechen.«

»Er ist nicht hier. Ich müßte mich erst mit den Leuten in Verbindung setzen, die ihn. . .

»Tu das!«

»Das kann bis heute abend dauern. Um so länger muß das arme Kind leiden.«

»Ich warne euch! Tut ihm nicht mehr an, als unbedingt

nötig ist, um ihn gefangen zu halten! Das würde unseren Handel wesentlich erschweren. Ich meine es ernst!«

»Na, hör' mal zu, du frommer Heini. . .«

»Nein, du hörst mir zu! Ihr habt gesehen, daß ich mich in der Teestube geweigert habe, auch unter Schlägen, euch den Mecki auszuliefern. Daran kannst du erkennen, daß es mir ein wirkliches Opfer ist, wenn ich es vielleicht doch tue. Auch wenn du die Gründe wahrscheinlich nicht verstehst. Aber für dieses Opfer will ich einen Gegenwert. Ich verlange, daß der Junge völlig gesund und unversehrt zurückkommt. Ist das klar?«

»Ich hab' nichts dagegen. Uns liegt nichts an dem Bengel, nur an Mecki.«

»Dann sind wir uns ja einig. Also bring beim nächsten Anruf den Jungen ans Telefon!«

»Aber wehe, du verrätst das Versteck von Mecki der Polizei eher als uns. . .«

»Über Einzelheiten verhandeln wir später.« Kaum war der Satz heraus, legte er auf.

Schweiß stand ihm auf der Stirn, und ihm war schwindelig. Er mußte sich auf dem kleinen Tischchen abstützen, auf dem das Telefon stand.

Dann ging er mit schwankenden Schritten zum Sofa zurück und ließ sich fallen. Seine Frau sah ihn schweigend an, und Ute fragte: »Kommt Dirk bald wieder, Papa?«

»Ich hoffe es, mein Schatz.« Und fast wie zu sich selbst fügte er hinzu: »Ich bin sicher, er glaubt mir, daß ich so hart und gefühllos bin, wie ich es ihm vorgespielt habe.« Dann sah er seine Frau an. »Warum auch nicht. Selbst du glaubst es ja.«

Anke legte ihre Hand auf seine. »Rolf. . .«

Das Kind spürte die tiefe Hilflosigkeit des Vaters, auch

wenn es nicht alles verstand. Es löste sich von der Mutter und schmiegte sich an ihn.

»Aber vergiß nicht«, sagte Anke nach einer Weile leise, »unter welcher Bedingung ich dich deine psychologischen Kunststückchen machen lasse! An erster Stelle steht unser Kind!«

Rolf ging nicht direkt darauf ein. »Oder wenn ich die Polizei – aber das ist alles viel zu gefährlich! Sie geben Dir erst wieder 'raus, wenn sie Mecki haben. Es – es geht nicht anders. Es führt kein Weg daran vorbei.«

Er bekam keine Antwort. Nach einer Weile dachte er laut weiter: »Aber ich muß es ihm erklären. Ich muß mit ihm reden. Vielleicht versteht er mich ja. Vielleicht. . . vielleicht stellt er sich freiwillig der Polizei. Oder – ja, das tue ich. Ich fahre zu ihm und rede mit ihm!«

Degemann stand auf, ging zum Flur und nahm den Autoschlüssel vom Haken neben der Tür. Dann sah er zurück auf die beiden.

Anke hatte keinen Zorn mehr zur Verfügung. Nur noch Leere war in ihr und Angst. »Warum willst du denn hinfahren und mit ihm reden? Dann flieht er. Und dann kriegen sie ihn nicht und – und unser Kind. . .« Sie sah dabei nicht auf, und es klang auch nicht wie eine Frage, auf die sie eine Antwort erwartete.

»Ich muß mit ihm reden. Ich habe ihm versprochen, daß ich ihn nicht verrate. Und ich habe mich dabei sogar auf meine Glaubwürdigkeit als Christ berufen. Trotzdem bin ich im Begriff, ihn fallenzulassen. Da muß ich wenigstens wissen, ob er mich versteht. Er soll wissen, daß ich weiß: Ich werde auf jeden Fall schuldig und habe nur die Möglichkeit, das geringere Übel zu wählen.«

Er ging auf seine Frau zu und gab ihr einen zarten Kuß auf

die Wange. Sie wehrte sich nicht, aber sie erwiderte ihn auch nicht. »Ich wäre glücklich, wenn du mich auch verstehen könntest.«

Fast tonlos sagte sie: »Was soll ich machen, wenn sie wieder anrufen?«

»Nichts. Ich bin in etwa drei Stunden zurück. Und wenn der Kommissar kommt – du kannst ja die Fragen, die er wahrscheinlich hat, besser beantworten als ich. Notfalls sag ihm, ich könnte ja nochmal in sein Büro kommen.«

Rolf küßte seine Tochter und ging hinaus.

»Zentrale an Wagen 12.«

Der Beifahrer in dem rostroten Ascona hob das Mikrofon aus der Halterung am Funkgerät. »Hier Wagen 12.«

»Kommissar Enders will Sie sprechen.«

»Ich höre.«

»Hier Enders«, knatterte es aus dem Lautsprecher, »sind Sie noch dran?«

»Ja. Er ist cirka 500 Meter vor uns.«

»Wo sind Sie?«

»Gleich muß der Rasthof Wetterau kommen.«

»Sehen Sie zu, daß Sie ihn nicht verlieren. Gehen Sie lieber ein bißchen dichter ran! Er hat mit so was keinerlei Erfahrung und wird schon nicht merken, daß er verfolgt wird.«

»Okay.«

Der Polizist achtete darauf, daß das Mikrofon ausgeschaltet war, als er zu seinem Kollegen sagte: »Verlieren! Den alten Käfer! Wenn wir nachher hinter Wetterau ins Tal fahren, wird er ganz stolz sein, wenn er auf 130 kommt.«

»Gib mal her!« antwortete der Fahrer. Der andere reichte ihm das Mikrofon.

»Chef!« rief der Fahrer hinein.

»Was gibt's?«

»Entschuldigen Sie mal die dumme Frage, Chef, aber haben Sie noch einen anderen Wagen zur Verfolgung beordert, von dem wir nichts wissen?«

»Unsinn! Natürlich nicht! Wieso?«

»Hier fährt dauernd ein blaßgrüner BMW in unsrer Nähe. Ich hab' nicht besonders darauf geachtet, aber ich glaube, der war schon in unsrer Nähe, als wir bei Degemann wegfuhrten. Und er fährt immer im gleichen Abstand zu dem VW. Mal ist er hinter uns, mal vor uns. Im Moment sind wir direkt hinter ihm.«

»Wer sitzt drin?«

»Zwei Männer.«

»Verflixt!«

»Wie bitte?«

»Kennzeichen?«

»F – AH – 723«

Eine Weile kam keine Antwort. Die Polizisten blieben instinktiv etwas hinter dem BMW zurück.

Dann krächzte das Gerät wieder. »Wagen 12!«

»Hier Wagen 12«

»Hören Sie, Krämer, haben die beiden in dem BMW schon gemerkt, daß ihr auch den VW verfolgt?«

Der Fahrer sah seinen Kollegen an, der zuckte die Achseln. »Es scheint nicht so, Chef. Jedenfalls gibt es dafür keinen Anhaltspunkt. Aber genau wissen wir es natürlich auch nicht.«

»Hören Sie zu, ein neuer Befehl: Setzen Sie sich von dem BMW etwas ab und verfolgen Sie ihn. Er soll Sie nicht bemerken.«

»Und der VW?«

»Wahrscheinlich bleiben die beiden hinter dem VW. Aber

wenn sie sich trennen, vermutlich erst auf dem Rückweg, dann laßt den VW und hängt euch an den BMW!«

»Okay.«

»Und halten Sie mich auf dem laufenden!«

»Wird gemacht.«

»Ende.«

Die Beamten ließen sich noch weiter zurückfallen.

Eine oder zwei Minuten zockelten sie so dahin. Plötzlich beobachteten sie, wie der BMW schneller wurde.

»Der beschleunigt!«

»Bleib dran, wenn du kannst! Ich sag's dem Chef.« Er hob das Mikrofon an. »Wagen 12 an Zentrale.«

»Hier Zentrale.«

»Kommissar Enders bitte. Aber schnell!«

Es krachte, und dann meldete sich auch schon ihr Kommissar: »Enders.«

»Chef, er scheint uns bemerkt zu haben. Er braust plötzlich los wie 'ne Rakete.«

»Versuchen Sie dranzubleiben! Wenigstens bis er die Autobahn verläßt. Ich lasse an allen Ausfahrten Ablösungen bereitstellen.«

»Wollen's versuchen.«

Krämer drückte das Gaspedal fast durch das Bodenblech. Das Auto schoß davon. Aber der BMW war schon außer Sichtweite.

Jetzt kam der höchste Punkt beim Rasthof Wetterau. Unten konnten sie den hellgrünen Wagen sehen. Bergab erhöhte sich ihr Tempo auf 170. Aber sie kamen nicht näher an das verfolgte Fahrzeug heran.

»Da! Er fährt in Butzbach raus!«

»Ich folge ihm. So schnell haben die hier sicher noch keine Ablösung.«

Der BMW war inzwischen verschwunden. Mit hohem Tempo näherte sich der Polizeiwagen der Ausfahrt. Aber auf der rechten Spur knatterte Degemanns Käfer langsam dahin. Krämer schätzte schnell ab, daß er ihn noch überholen könnte, zog nach links, brauste vorbei, bremste scharf ab und lenkte mit quietschenden Reifen in die Ausfahrt.

Degemann mußte den Fuß vom Gas nehmen und schüttelte den Kopf. Wahnsinn ist wohl ansteckend, dachte er. Erst der BMW, dann braust der hier auch noch so irrsinnig in die Kurve. Das hätte die Polizei sehen sollen!

Aber weil ihm andere Probleme näherlagen, vergaß er den Vorfall bald.

Die Polizisten mußten sich entscheiden, ob sie nach links in das Städtchen Butzbach oder nach rechts fahren sollten. Krämer entschied sich für links.

»Da hinten ist der Knast.«

»Haftanstalt«, verbesserte sein Kollege.

»Justizvollzugsanstalt«, berichtigte Krämer.

»Da werden sie sich vermutlich nicht verstecken.«

»Gib her, ich sag dem Chef Bescheid.«

Als der Kommissar sich meldete, erstattete er Bericht. »Wir haben sie verloren. Sie sind in Butzbach raus. Jetzt stehen wir hier in der Ortsmitte. Was sollen wir tun?«

»Verflixt!«

»Wie bitte?«

»Fahrt schnell zurück auf die Autobahn und nehmt die Verfolgung von Degemann wieder auf!«

»Okay, Ende.«

Krämer wendete, behinderte dabei einen laut hupenden Pkw, überholte gefährlich knapp einen Traktor und war bald wieder auf der Autobahn. So schnell es der Ascona zuließ, brausten sie Richtung Norden.

Aber sie erreichten Degemanns Käfer nicht mehr. Der mußte inzwischen irgendwo abgelenkt sein.

Während Ute in der Küche saß und mit unendlicher Geduld die rote Schale von einer Scheibe Edamer abzuziehen versuchte, sprach ihre Mutter am Telefon mit einer guten Bekannten aus der Gemeinde.

»Ich weiß nichts Neues, Inge. Rolf ist weggefahren. Er will mit dem jungen Mann sprechen.«

»Es muß ein furchtbarer Konflikt für ihn sein.«

»Ja«, sagte Anke, aber nur verhalten. Wollte ihre Freundin ihr etwa zu verstehen geben, daß ihr Mann im Recht war, wenn er nicht sofort auf die Forderung der Entführer einging? Aber nein, Inge sagte immer gerade heraus, was sie meinte.

»Wenn ich nur wüßte, wie ich dir helfen könnte, Anke!«

»Betet für uns!«

»Das haben wir schon getan, und wir werden es weiter tun. Ich danke dir für dein Vertrauen, daß du uns eingeweiht hast!«

»Ich mußte es einfach jemandem erzählen.«

»Sag mal, Anke, wäre es dir lieb, wenn ich ein bißchen bei euch bliebe? Dann bist du nicht so allein, wenn Rolf weg ist. Unsere Kinder könnte Heinz versorgen.«

»Du, das ist lieb von dir, aber es wird nicht nötig sein. Außerdem weiß ich nicht, ob das – ich meine, wenn die Gangster unser Haus beobachten, schöpfen sie Verdacht, wenn hier fremde Leute aus- und eingehen.«

»Gut, ist recht! Aber wenn du mich brauchst, ruf einfach an!«

»Mach ich, Inge, vielen Dank!«

Sie legte auf und ging in die Küche. Gerade hatte sie die

Käsescheibe halbiert, die Ute gern ganz auf ihr Brot gelegt hätte, da klingelte das Telefon.

»Degemann.«

»Hören Sie mal, gnädige Frau, wenn Sie glauben, Sie könnten uns 'reinlegen, dann werden Sie es bereuen! Beziehungsweise, Ihr Sohn wird es bereuen!«

Anke verschlug es die Sprache. »Was... äh... wieso denn?« brachte sie schließlich mit Mühe heraus. »Wieso 'reinlegen? Was meinen Sie denn?«

»Sie haben die Polente benachrichtigt!«

»Ja, Sie haben doch gar nicht gesagt, daß ich der Polizei nichts sagen sollte! Die war doch auch schon da, ehe Sie das erste Mal angerufen haben!«

»Das meine ich nicht. Sie haben ihr erzählt, daß Ihr Mann zu Mecki fahren wollte! Und da hat sie versucht, uns zu erwischen. Oder vielleicht wollte er gar nicht zu Mecki. Vielleicht wollten Sie uns zusammen mit der Polizei nur in eine Falle locken!«

»Nein, nein! Hören Sie, das ist nicht wahr! Bestimmt nicht! Mein Mann wollte zu diesem Mecki fahren, das stimmt. Aber was die Polizei gemacht hat, weiß ich nicht. Wir haben nichts damit zu tun! Glauben Sie mir!«

»Ihnen glauben? Kein Wort, meine Gnädigste! Es sei denn, Sie beweisen Ihren guten Willen zur Zusammenarbeit.«

»Was soll ich denn tun? Sagen Sie's mir! Ich tue alles, was Sie wollen, aber schonen Sie mein Kind, bitte!« rief Frau Degemann in den Apparat.

»Na, dann sagen Sie mir doch einfach, wo Mecki ist!«

»Ich weiß es nicht!« Anke war den Tränen nahe. »Bitte glauben Sie mir! Mein Mann hat mir extra nichts gesagt, weil er nicht wollte, daß ich es verrate. Ich würde es tun, bestimmt!«

»Hm, schade, dann wird es Ihr Junge wohl büßen müssen.«

»Nein, bitte tun Sie ihm nichts, bitte!«

Anke schrie es ins Telefon. Ute kam herbeigelaufen und umklammerte weinend ihre Mutter. »Ich kann doch nichts dafür, daß ich nichts weiß. Was ich nicht weiß, kann ich doch auch nicht sagen! Verlangen Sie etwas anderes von mir! Was ich tun kann, will ich tun! Aber mein Junge. . .«

Die Stimme aus dem Hörer, vorher ironisch und herablassend, wurde jetzt hart: »Denken Sie nach!«

»Wie?«

»Verdammt noch mal, Sie werden doch die meisten Leute kennen, die Ihr Mann kennt! Also – wo könnte er Mecki untergebracht haben? Er war auf der Autobahn Richtung Kassel. Wo kann er da hingefahren sein?«

»Richtung Kassel? Hm, da. . . ja, da gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten, wenn er ihn zu Verwandten von uns gebracht hat. . .«

»Ich warte. Aber nicht mehr lange.«

»Und Sie versprechen mir, daß Sie Dirk freilassen, wenn ich es Ihnen sage?«

»Wir lassen ihn frei, wenn wir Mecki haben.« Die Stimme klang verärgert und drängend.

»Also, ich glaube, meine Eltern kommen nicht in Frage, die wohnen in Göttingen. Aber vielleicht die Schwester meines Mannes. Sie wohnt auf einem Bauernhof am Fuß der Rhön.«

»Ein Bauernhof? Na prima!«

»Die. . . die Adresse ist. . .«

»Moment, ich brauche noch eben einen Zettel.«

Rolf Degemann bog in das Gehöft ein. Es war einer der alten Höfe, mitten im Dorf. Eine Wand aus Fachwerk mit

einem zierlichen Dach darauf schloß ihn von der Straße ab. Aber das große Holztor stand immer offen. Seit Jahren hatte niemand mehr probiert, ob es überhaupt noch zu schließen war.

Hinten gab es einen neueren Durchbruch zu einem Nachbarhof, dessen Besitzer nur noch das Wohnhaus benutzen. Scheune und Stallungen sowie die dazugehörenden Äcker hatte Degemanns Schwager zusätzlich zu seinem eigenen Besitz gepachtet.

Als Rolf ausstieg, sprangen, vor Freude jaulend, zwei große Hunde auf ihn zu, ein hellerer und ein dunkler Schäferhund.

»Hallo, Totila und Teja, ihr beiden! Na, freut ihr euch, daß ich mal wieder da bin? Das schmeichelt mir aber!«

»He, was treibst du dich denn schon wieder hier herum? Erst läßt du dich monatelang nicht blicken, und dann gleich zweimal hintereinander!« Der Bauer stand mit zwei Kannen an der Tür zum Stall, stellte sie ab und kam heran.

»Grüß dich, Klaus!« Sie schüttelten sich die Hand.

»Gisela! Mach Kaffee! Besuch kommt!«

Rolfs Schwester erschien in der Tür. »Ich hab' schon die Hunde gehört. Tag, Rolf!«

»Keinen Kaffee, Gisela! Ich will nur kurz mit Markus sprechen. Und dann muß ich wieder weg. Nehmt mir's nicht übel, bitte. Das nächste Mal bringe ich bestimmt mehr Zeit mit.«

»Na schön«, lachte Klaus, »dann kommst du eben zur Kartoffelernte. Da kannst du dir deinen Kaffee verdienen.«

»Samt Zwetschkuchen«, ergänzte Gisela. »Markus ist hinten im anderen Hof. Er wollte die Scheune ausfegen. Ein prächtiger Junge. Er ist uns gar keine Last. Im Gegenteil. Er ist technisch sehr geschickt. Heute morgen hat er mitge-

kriegt, wie unser Nachbar Benzer klagt, daß an seinem Traktor schon wieder was kaputt wäre, und die Reparaturen wären immer so teuer. Da hat Markus gefragt, ob er sich das Ding mal ansehen könnte. Nach einer Stunde war er zurück, und der Traktor lief wieder.«

»Freut mich zu hören. Ich geh' mal eben zu ihm. Ich melde mich natürlich nochmal, ehe ich wieder losfahre.«

Zwei Minuten später hatte er Markus Tanner in der hinteren Scheune in einer riesigen Staubwolke ausgemacht.

»Hallo, Markus, bist du das in dem Sandsturm?« rief er in die Tenne hinein.

Markus kam ins Freie, in einer viel zu weiten blauen Arbeitshose, einen Reiserbesen in der Hand. »Hallo, Rolf!« grüßte er verhalten, denn er fürchtete, daß der Besuch nichts Gutes verheißen könne.

»Ich... äh... ich muß mal mit dir sprechen, Markus. Komm, wir setzen uns da auf die alte Steinbank.«

Tanner folgte dem Diakon und setzte sich neben ihn. Dabei sah er ihn ängstlich an. »Gibt's Probleme?«

»Äh... wieso?«

»Du siehst so aus.«

Anke Degemann saß vornübergebeugt auf einem Küchensstuhl, den Kopf auf den verschränkten Armen auf dem Tisch.

»Warum weinst du denn, Mutti? Weine doch nicht.« Ute versuchte sich im Trösten. »Dirk wird bestimmt bald wiederkommen. Ich habe doch gebetet.«

»Ich bin ein Versager«, sagte Anke, aber nicht zu ihrer Tochter, sondern zu sich. Es war kein leise gemurmertes Selbstgespräch, ihre Stimme war laut und klar, wenn auch brüchig. »Ich habe einen Menschen auf dem Gewissen.«

Sie sprang auf und ging in der Küche hin und her. Das kleine Mädchen folgte ihr mit angsterfüllten Blicken.

Daß ich an meinen Jungen denke, ist nicht falsch, dachte sie. Natürlich nicht. Aber daß ich nur an ihn gedacht habe. . . daß ich den anderen mir überhaupt nicht vorstellen konnte. . .

»Was hast du denn, Mutti?«

»Sei still, Ute, ich muß mir über mich selbst klar werden.«
Natürlich ist mir das eigene Kind lieber, sagte sie sich. Aber es ist eine Sache, sich aus der Angst heraus für das eigene Kind und gegen einen Fremden zu entscheiden, und eine ganz andere, zu wissen: Ich habe jemand ans Messer geliefert. Sie werden ihn umbringen! Und ich werde schuld sein, oder wenigstens mitschuldig.

Was ist hier richtig? Falsch ist alles, was ich tue. Ein Konflikt, Inge hat recht. Und Rolf hatte auch recht. Zumindest damit, daß er sich die Entscheidung nicht so leicht gemacht hat, wie ich sie mir machen wollte. O Gott, hilf mir, das Richtige zu tun! Und vergib mir das Falsche, das ich schon getan habe!

Auf einmal war er da, der Gedanke. Und sofort wußte Anke, daß es ein guter Gedanke war. Ja, sie würde bei Klaus und Gisela anrufen. Und wenn dieser Markus da wäre, wollte sie ihn warnen.

Natürlich war das gefährlich. Aber die Verbrecher durften eben nicht wissen, daß sie Markus gewarnt hatte. Sie mochten denken, er sei von allein verschwunden. Dann würde es keinen Grund geben, Dirk etwas anzutun.

Ich rufe an, entschloß sich Anke. Jetzt sofort, ehe ich es mir anders überlege. Und ehe es zu spät ist.

Schon hatte sie das Telefon in der Hand und wählte.

»Gisela, ich bin's, Anke.« Plötzlich fiel ihr ein, daß sie gar

nicht sicher wußte, ob Markus dort war. Sie vermutete es nur.

»Grüß dich, Anke. Möchtest du Rolf sprechen? Ich müßte ihn rufen, er ist mit Markus hinten im anderen Hof.«

»Nein, äh, ich möchte mal mit Markus sprechen.«

»Gut, ich hole ihn.«

»Warte, Gisela!«

»Ja?«

»Äh – wäre es möglich, daß du Markus rufst, ohne daß Rolf erfährt, daß ich am Telefon bin? Weißt du, äh, wie soll ich es erklären – ich hab' da was verkehrt gemacht. Und das möchte ich Rolf lieber persönlich sagen und nicht am Telefon. Verstehst du?«

»Ja, natürlich. Mache ich. Warte einen Moment!«

Es dauerte eine Weile, bis Markus ans Telefon kam. Anke wartete ungeduldig.

»Ja?«

»Sie sind Markus?«

»Ja.«

»Ich bin Frau Degemann. Rolf hat eben mit Ihnen gesprochen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Hat er Ihnen alles erzählt?«

»Ja, er hat mir gesagt, daß die beiden ihn verprügelt haben.«

»Und das mit unserm Kind?«

Offenbar wußte Markus nicht, wovon die Rede war. »Was für ein Kind?«

»Dann hat er Ihnen wohl noch nicht alles erzählt.«

»Das kann sein. Wir waren noch im Gespräch. Das heißt, er druckste so herum. Was für ein Kind denn?«

»Unser Junge ist entführt worden: Dirk. Er ist elf Jahre alt.

Die Leute wollen damit meinen Mann erpressen. Er soll ihnen verraten, wo Sie versteckt sind.«

Am anderen Ende der Leitung war Schweigen.

»Hallo, sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Rolf hat aber bisher nichts gesagt?«

»Nein. Nein, aber er wollte sicher.«

»Markus, ich muß Ihnen etwas sagen. Rolf hat mir nicht verraten, wo Sie sind. Er wollte nicht, daß ich es weiß. Aber ich habe es erraten. Das heißt, ich. . . Also, es war so: Die Verbrecher, die hinter Ihnen her sind, die sind anscheinend Rolf gefolgt. . .«

»Was? Dann. . . dann. . .«

»Moment. Sie sind noch nicht da. Anscheinend kam die Polizei irgendwie dazwischen. Aber sie haben bei mir angerufen, und da habe ich. . . verstehen Sie, ich hatte so Angst um mein Kind. Die haben mir gedroht. . . es tut mir so leid. . .«

»Sie haben ihnen gesagt, wo ich bin?«

»Ja. Bitte verzeihen Sie mir, Markus. Mir ist erst hinterher klargeworden, was ich da Schreckliches getan habe. Bitte bringen Sie sich in Sicherheit!«

»In Sicherheit?«

»Ja, Sie müssen weg. Vielleicht nur für heute. Wenn die Leute kommen und Sie nicht finden, dann werden sie wieder fortfahren. Ich habe ihnen ja nur gesagt, es könnte sein, daß Sie bei meiner Schwägerin und meinem Schwager sind, aber ich wüßte es natürlich nicht genau.«

»Und Sie meinen, ich soll dann wieder zurückkommen?«

»Ja, Sie müssen nur sagen, die anderen dürfen nichts verraten.«

Anke Degemann lauschte angestrengt in den Telefonhö-

rer. Weil sie das Gesicht ihres Gesprächspartners nicht sehen konnte, mußte sie aus dem Ton seiner Stimme, aus seinem Atem heraushören, ob er jetzt verbittert war, oder ob er ihr verzeihen würde.

»Bitte, Markus, seien Sie mir nicht böse. Ich. . . ich habe nur an mein Kind gedacht und nicht an Sie. Ich. . .«

»Ja, ist schon gut, Frau Degemann. Ich nehme es Ihnen nicht übel. Und Rolf. . .« Seine Stimme klang etwas trocken.

»Er wollte Sie nicht verraten. Auch nicht, als sie unser Kind entführt haben. Aber ich habe ihn gedrängt. Da ist er losgefahren und wollte mit Ihnen darüber sprechen.«

»Hm.«

»Aber jetzt müssen Sie verschwinden! Sonst erwischen die Sie doch noch!«

»Wie lange ist das her?«

»Ich weiß nicht. . . vielleicht eine halbe Stunde, oder auch ein bißchen weniger. Aber es kann auch sein, daß sie schon auf halbem Weg waren, als sie angerufen haben.«

»Aber Frau Degemann, wenn die nun Ihren Jungen umbringen?«

Anke schluchzte: »Das dürfen sie nicht. Sie. . . sie wissen ja nicht, daß ich Sie gewarnt habe. Und sie dürfen das auch nie erfahren!«

»Hm. Die können ja denken, Sie hätten sich geirrt,« überlegte Markus.

»Ja, oder Sie wären vielleicht dagewesen, aber inzwischen schon wieder weg.«

»Hm. Mal sehen, was ich mache. Jetzt verschwinde ich erst mal.«

»Und, Markus, Sie. . .«

»Ich trage Ihnen nichts nach, nein. Sie haben mich ja jetzt gewarnt.«

»Ich danke Ihnen. Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Wenigstens einer, der andere liegt noch da.«

»Ich danke Ihnen!«

»Aber jetzt machen Sie schnell!«

Nachdem er aufgelegt hatte, sah Markus sich um. Niemand war im Haus, anscheinend hielten sich alle im Hof auf. Schnell sprang er die Treppe hinauf in seine Dachkammer und öffnete das Fenster ein wenig. So würde er am Abend wieder hier hereinkommen können, wenn er über den Dachfirst des Kuhstalls kletterte.

Dann rannte er in die Küche und schnitt sich ein großes Stück Brot ab. Dabei hörte er das Ehepaar auf dem Hof sprechen. Er sah durch die Gardine hinaus. Jetzt trat Klaus in den Schuppen, und Gisela ging in den hinteren Hof hinüber. Die Gelegenheit war günstig.

Schnell lief er aus dem Haus, zum Hoftor hinaus, sah die Straße hinauf und hinunter und ging möglichst unauffällig davon.

»Markus bleibt aber lange weg!« sagte Rolf zu seiner Schwester. »Was wolltest du denn von ihm?«

»Ach, eine Kleinigkeit. Er müßte längst wieder hier sein.«

»Komm, wir sehen mal nach!«

Die beiden kamen in den vorderen Hof und gingen ins Haus. Giselas erster Blick ging zum Telefon, aber da war er nicht mehr. Es war auch schon mehr als eine Viertelstunde vergangen, seit sie ihn gerufen hatte.

»Markus!«

Keine Antwort.

»Wo kann er sein?« fragte Rolf.

»Merkwürdig!«

Rolf ging in den Hof hinaus und fragte Klaus, aber der

hatte auch nichts bemerkt. Gisela stieg die Treppe hinauf, fand sein Zimmer leer, und durchsuchte daraufhin alle Räume.

Als Rolf im Stall und in der Scheune gesucht und auf sein Rufen hin sich niemand gemeldet hatte, überlegte er: Sicher hat er geahnt, weshalb ich gekommen bin. Ich hatte zwar das Eigentliche noch nicht gesagt, aber er merkte bestimmt schon, worauf es hinauslief. Als Gisela ihn rief, hat er die Gelegenheit benutzt, zu verschwinden. Vielleicht wollte er sich auch einfach nur in Sicherheit bringen, ehe ich ihn verraten konnte.

Wie auch immer, dachte Rolf, es ist so vielleicht die beste Lösung. Gut, daß er nicht mehr da ist.

»Gisela!« Seine Schwester kam aus der Stalltür. »Laß es gut sein! Es hat vielleicht seine Richtigkeit, daß er nicht mehr da ist.«

»Weißt du, Rolf, das ist mir alles ziemlich rätselhaft!«

Klaus trat dazu. »Laß man, Gisela. Wir wissen ja, mit was für Leuten Rolf zu tun hat. Ich bewundere dich immer, Rolf.«

»Du bewunderst mich? Wieso denn das?«

»Na, es gehört schon viel Mut dazu, in diesem Milieu zu arbeiten. Und Liebe wohl auch.«

»Das stimmt. Ohne Liebe zu den Menschen, denen man helfen will. . . na ja. . .«

»Ich kann mir denken, daß das mühsame Kleinarbeit ist, mit vielen Enttäuschungen und Rückschlägen.«

»Schon, aber. . .«

»Was ich sagen will, ist: Du tust eine Arbeit, stellvertretend für alle Christen, weil nicht alle das so könnten. Und da meine ich, du brauchst auch unsere Unterstützung. Und deshalb, Gisela« – wandte er sich an seine Frau – »wollen wir helfen, wenn sich nun schon mal die Gelegenheit ergibt. Und

wenn dabei einiges nicht so normal abläuft, wie es in unserem ruhigen Dorf sonst üblich ist, und wenn wir manches nicht verstehen, dann wollen wir das gern so hinnehmen. Und wollen Rolf soviel Vertrauen entgegenbringen, daß er uns vorher warnen würde, falls die Gefahr besteht, daß uns zum Beispiel jemand das Haus anzündet.«

Gisela sah ihren Mann mit großen Augen an. »O Klaus, das war aber eine lange und kluge Rede!«

»Bist du gar nicht von mir gewöhnt, was?« antwortete der Bauer lachend und legte seiner Frau den Arm um die Schulter.

»Ich danke euch beiden«, sagte Rolf Degemann. »Aber jetzt muß ich wieder fahren. Ich rufe in den nächsten Tagen noch mal an.«

Sie verabschiedeten sich.

Kaum war ihr Bruder davongefahren und ihr Mann wieder im Stall verschwunden, ging Gisela hinein und wählte die Degemannsche Nummer. Ihre Schwägerin meldete sich schnell.

»Hier ist noch mal Gisela. Du, Anke, Markus ist jetzt verschwunden. Hat das denn seine Richtigkeit?«

»Ja, das ist gut so. Und Rolf? Hast du ihm gesagt, daß ich. . .«

»Kein Wort. Er ist jetzt wieder losgefahren.«

»Gut. Und, äh, Gisela. . . sollte es irgendwelche Probleme geben, ich meine – dann versuche möglichst nicht die Polizei zu rufen. Es sei denn, es ist unbedingt. . . wie soll ich das erklären. . .«

»Nicht die Polizei?«

»Ja, ich meine, falls da auf einmal fremde Männer kommen, die nach Markus suchen. . .«

»Fremde Männer?«

»Ja. Du, Gisela, sei nicht böse, bitte. Aber wenn Rolf gewußt hätte, was das für Schwierigkeiten bringt, hätte er euch sicher da nicht mit 'reingezogen.«

»Na, laß man, Anke, ich verstehe schon. Das kommt, weil mein Mann eben eine große Rede gehalten hat.«

»Eine Rede?«

»Das erkläre ich dir ein anderes Mal.«

»Und bitte, Gisela, wenn etwas Besonderes ist, ruf' mich an!«

»Mach ich, Anke.«

»Was machen wir, wenn er wirklich da ist?« fragte der Mann am Steuer des BMW seinen Beifahrer.

»Na, was sollen wir schon machen? Wir holen ihn raus und bringen ihn zum Chef.«

»Zum Chef bringen? Weißt du denn, wer der Chef ist?«

»Quatsch! Ich meine, wir verschnüren ihn und lassen dem Chef eine Nachricht zukommen, wo er ihn abholen kann.«

»Wir sollen doch möglichst kein Aufsehen machen. Aber wie soll das gehen? Angenommen, wir fragen nach Mecki, und sie sagen: Er ist nicht hier. Bestimmt sagen sie das. Was machen wir dann? Wenn das ein großer Bauernhof ist, brauchen wir Stunden, bis wir alles durchsucht haben. Inzwischen haben die längst die Polente gerufen!«

»Hm.«

Eine Weile schwiegen beide.

Dann ergriff der Hagere am Steuer wieder das Wort. »Ich sehe zwei Möglichkeiten. Weiß nur noch nicht, was besser ist. Entweder wir bewachen das Haus, ohne uns zu zeigen. Möglichst von zwei verschiedenen Stellen aus. Wenn er wirklich da ist, werden wir ihn auch irgendwann zu Gesicht kriegen.«

»Hm. Und wenn er nur im Zimmer bleibt, aus Angst?«

»Kann natürlich auch sein. Aber andererseits – er weiß ja nicht, daß wir wissen, wo er ist.«

»Wenn er da ist.«

»Die zweite Möglichkeit wäre Gewalt. Wir schnappen uns die Leute und machen sie fertig, bis sie uns alles erzählen. Oder wir fesseln sie und suchen selber.«

»Hm, der Chef hat gesagt: So wenig Gewalt wie möglich. Und das sind dann auch wieder zwei, die uns gesehen haben.«

Mit quietschenden Reifen fuhr der Wagen durch eine Kurve. Als sie wieder auf der Geraden waren, entschied der Hagere: »Wir machen beides. Erst beobachten wir. Sagen wir, bis heute abend, bis es dunkel wird. Wenn wir ihn entdecken – gut. Wenn sich aber bis dahin nichts gezeigt hat, knöpfen wir uns die Leute vor.«

»Okay. Ob das geht, daß wir stundenlang irgendwo rumstehen und beobachten, ohne daß es auffällt?«

»Frag nicht so blöd! Ich weiß es doch auch nicht. Wir müssen eben sehen. Ich war auch noch nie. . .«

»Da!« unterbrach ihn der andere und deutete voraus.

»Was ist?«

»Da vorne! Das ist doch der alte VW vom Degemann!«

»Kann sein! Mensch!«

In einer sanften Kurve brausten die beiden Autos aneinander vorbei.

»Er war's.«

»Mensch, das ist gut!«

»Willst du nicht wenden und ihm folgen?«

»Quatsch! Wozu denn? Der fährt jetzt nur nach Hause. Ist auch gar nicht nötig. Der kommt bestimmt aus dem Dorf.«

»Und das ist der Beweis, daß Mecki bei dem Bauern ist.«

»Na klar! Wo soll er sonst herkommen? Das übernächste Dorf ist es, glaube ich. Guck noch mal auf die Karte! Wäre ein komischer Zufall, wenn der einen anderen Grund hätte, hierher zu fahren. Nein, nein, der war ganz bestimmt bei Mecki!«

Schweigend erreichten sie das Dorf. Das Ortseingangsschild belehrte sie, daß sie am Ziel waren.

»Fragen wir jemand?«

»Besser nicht. Je weniger Leute auf uns aufmerksam werden, um so besser.«

»Hm. Fahr mal langsamer. Hauptstraße, das muß wohl die hier sein. Und die Nummer dreiundzwanzig müßte sich auch finden lassen.«

Es gab Augenblicke, da blitzte in Dirks Kopf so etwas wie Abenteuerlust auf. Eine echte Entführung! Und ich bin mitten drin!

Aber diese Augenblicke waren selten. Meistens hatte er Angst. Daß ich ausgerechnet jetzt noch so schreckliches Bauchweh habe, dachte er. Er wußte nicht, daß das nur die Folge seiner Anspannung war.

Sie waren nun schon ziemlich lange gefahren, seit die beiden Männer ihn an den hier übergeben hatten. Irgendwo außerhalb von Frankfurt hatten sie ihm die Augen verbunden. Dann war der dritte Mann mit einem Pkw gekommen, der einen Dieselmotor hatte. Dirk hatte es genau gehört. Sie hatten ihn an Händen und Füßen gefesselt, in den Kofferraum gehoben und die Klappe zugeknallt.

Dann war der Mann mit ihm losgefahren. Nicht besonders schnell. Nach einiger Zeit hatte er den Wagen für eine längere Zeit abgestellt. Vielleicht eine Stunde oder noch länger. Dirk hatte keine Geräusche von außerhalb des Autos

gehört, und deshalb auch gar nicht erst versucht, um Hilfe zu schreien. Dann ging es weiter, auf einer geraden Straße, wahrscheinlich der Autobahn.

Später merkte Dirk, daß sie die Autobahn verließen. Jetzt fuhren sie auf einer Straße mit vielen Kurven. Ihm wurde fast schlecht.

Dann aber bogen sie auf einen Seitenweg ab, der ziemlich holperig war. Es ging nur langsam vorwärts. Kurz darauf blieben sie stehen.

Nach einer Weile wurde der Kofferraum geöffnet. Dirk hörte eine schrecklich verrauchte und versoffene Frauenstimme: »Das ist er wohl?«

»Dämliche Frage!« knurrte der Mann, der ihn hergebracht hatte. Dann lösten sie ihm die Fesseln an den Füßen. »Komm raus!« Sie zerrten ihn hoch und halfen ihm beim Aussteigen. Nach ein paar Schritten ging es durch eine Haustür. Der Mann führte ihn. Anschließend mußte er eine steile Treppe hinuntersteigen, und wurde in einen Raum gestoßen.

»Mach' ihm die Fesseln ab!« befahl der Mann. Die Frau nestelte an dem Strick herum und hatte anscheinend Mühe damit.

»Wie lange dauert das denn, verdammt noch mal!« schimpfte der Mann, der jetzt weiter weg stand.

Jetzt lösten sich die Fesseln. Dirk schüttelte seine Hände. »Kann ich die Binde von den Augen nehmen?« fragte er artig. Aber er bekam keine Antwort. Statt dessen knallte die Tür zu, und ein schwerer Riegel wurde vorgeschoben.

Dirk zog das Tuch vom Kopf.

Er befand sich in einem dämmrigen Kellerraum mit nur grob verputzten Wänden. Ein rostiges Eisenbett mit drei alten, fleckigen Matratzen von unterschiedlicher Farbe stand an einer Wand. Darauf zwei dreckige Woldecken, unordent-

lich zusammengelegt. Viel länger als das Bett war der Raum auch nicht. Unter dem vergitterten Fenster, das oben knapp unter der Decke etwas Licht hereinließ, stand noch ein alter Eimer. Sonst war der Raum leer.

Dirk warf sich auf das Bett und weinte.

»Guten Abend, Anke. Was Neues von Dirk?« fragte Rolf noch in der Wohnungstür.

»Nein, sie haben nicht angerufen. Der Kommissar war nur hier. Er hat mich nochmal genau gefragt, wie alles abgelaufen ist. Aber das schien ihm nicht viel weiterzuhelfen. Er wollte eine Fangschaltung für unser Telefon installieren, aber ich war dagegen. Ich will nicht, daß sie Dirk etwas antun, vielleicht nur aus Wut. Und ich wollte auch erst dich fragen. Er meinte. . . naja, wir haben uns ein bißchen gestritten. Nachher haben wir uns geeinigt, wir wollten das morgen früh mit dir besprechen.«

»Ich meine schon, wir sollten es der Polizei erlauben. Der Kommissar hat mir einen vertrauenerweckenden Eindruck gemacht. Ich glaube nicht, daß bei ihm ein Fahndungserfolg vor der Sicherheit kommt.«

»Wenn du meinst. . . Ich bin so unsicher, Rolf. Ich weiß überhaupt nicht, was richtig ist.«

»Hast du ihn von den Anrufen erzählt?«

»Natürlich, und daß du zu dem Markus gefahren bist. Äh. . . Rolf. . .« Anke zog ihren Mann halb in die Küche, halb folgte er von alleine. Als beide drin waren, schloß sie die Tür.

»Was ist?«

»Rolf, ich. . . Es tut mir so leid, ich habe etwas gemacht. . . ich muß dir etwas sagen.«

»Nein, Anke, laß mich erst etwas sagen, was mir leid tut. . .«

»Nein, ich muß es dir zuerst sagen!«

Degemann versuchte, mit einem liebevollen Lächeln ein ebensolches Lächeln auf das Gesicht seiner Frau zu zaubern, wie er das manchmal tat, aber es klappte nicht. Ihre Lippen zuckten zwar, aber es war kein Lachen, das durchbrechen wollte, sondern eher ein Weinen.

»Rolf, ich habe so wenig verstanden, weshalb du nicht gleich auf die Forderungen der Entführer eingegangen bist. Oder – ich habe es eigentlich überhaupt nicht verstanden. Und als die Kerle anriefen, die dir gefolgt waren, da...«

»Mir gefolgt?«

»Ja, und die Polizei ist auch hinter dir hergefahren. Erst habe ich es nur vermutet, aber Kommissar Enders hat es mir vorhin bestätigt. Alle beide haben anscheinend vermutet, daß du zu Markus fährst, und wollten auf diese Weise 'rauskriegern, wo er ist.«

»Ja, aber... dann müssen sie ja...«

»Keiner ist dir bis zu Klaus und Gisela gefolgt. Wenn ich es richtig verstanden habe, müssen sie sich wohl gegenseitig entdeckt haben. Und dann – ich weiß es auch nicht. Aber jetzt laß mich erzählen, was ich eigentlich sagen wollte.«

»Dann haben die Entführer wieder bei dir angerufen?«

»Ja. Und sie haben behauptet, ich hätte die Polizei auf ihre Spur gesetzt, und überhaupt, sie waren furchtbar wütend. Und da habe ich so Angst gekriegt wegen Dirk und habe es verraten.«

»Was hast du verraten?«

»Wo Markus ist. Es tut mir leid, Rolf! Ich hatte dir versprochen, mich nicht einzumischen. Und auch sonst, wenn ich es nicht versprochen hätte, hätte ich es nicht tun dürfen. Mir ist das erst hinterher klargeworden, was es bedeutet hätte, wenn ich am Tod eines...«

»Moment mal, du wußtest doch gar nicht, wo er ist!«

»Ich hab's vermutet. Die Verbrecher sagten, du wärest auf der Autobahn nach Norden gefahren. Und da dachte ich. . . Rolf, bitte entschuldige das! Ich. . .«

»Es ist nicht so schlimm, Anke. Markus ist weg, er hat sich anderswo versteckt. Und was das andere angeht – ich muß dich auch um Entschuldigung bitten, daß ich deine Angst nicht so gesehen habe. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, aber – aber statt dich zu verstehen, habe ich mich nur geärgert über deine Einmischung. Wenn du. . .«

Er konnte nicht weitersprechen, weil seine Frau seinen Mund mit einem Kuß verschloß. Dann umarmten sie sich, und Anke sagte leise: »So ist es viel besser, Rolf. Es ist unsre gemeinsame Not. Wir müssen sie gemeinsam tragen.«

Rolf nickte hinter ihrem Rücken, wo sie es gar nicht sehen konnte, und antwortete nach einigen ganz stillen, ganz friedvollen Sekunden: »Du hast recht. Anders werden wir es auch gar nicht tragen können.«

»Mutti. . .« Ute kam zur Tür herein. »Ach, Vati, du bist ja auch wieder da. Ich hab' gar nicht gemerkt, daß du gekommen bist. Warum habt ihr euch denn umarmt?«

»Dürfen wir das nicht?« fragte ihr Vater zurück.

»Doch. Ich frage ja nur, warum.«

»Weil wir uns liebhaben.« Und Anke fügte hinzu: »Weil es so schön ist, wenn sich zwei Menschen, die sich liebhaben, gegenseitig vergeben können, was sie Böses getan haben.«

»Habt ihr denn Böses getan?«

Rolf überhörte die Frage und fuhr fort: »Und weil wir in so einer schweren Zeit einander brauchen. Weil einer den anderen halten muß. Verstehst du das?«

»Du meinst, weil Dirk weg ist, nicht?«

»Ja.«

»Hm, das verstehe ich.«

Eine Weile herrschte Schweigen, dann entschloß sich Ute: »Ich will euch auch halten.« Sie umschlang, soweit ihre Arme reichten, ihre Eltern, und schmiegte sich an sie.

»Ich muß dir ja noch weiter berichten, Rolf.« Sie lösten sich, und Anke setzte sich auf einen Küchenstuhl. Ute drängte auf ihren Schoß. »Mir wurde auf einmal klar, was ich getan hatte. Und da habe ich Markus angerufen und ihn gewarnt.«

»Ach so – war das in der Zeit, als ich da war?«

»Ja. Gisela war am Telefon. Ich hab' sie gebeten, dir nichts zu sagen. Ich wollte es mit dir selber besprechen... du verstehst...«

»Ja. Und darauf verschwand er. Wir haben ihn gesucht. Aber dann dachte ich, er wäre vielleicht geflohen, um mich und Klaus und Gisela nicht in Gefahr zu bringen. Anscheinend habe ich ihm doch etwas zu edle Motive unterstellt...«

»Ich habe ihm geraten zu fliehen. Und auch, euch nichts zu sagen. So konnten Klaus und Gisela ehrlich sagen, daß er da war, aber jetzt weg wäre.«

»Hm. Vielleicht müssen wir dann später noch mal anrufen, ob die Kerle gekommen sind. Mensch!« Rolf kam eine Idee. »Da könnten wir ja der Polizei einen Tip geben.«

»Nein, Rolf, das würde Dirk gefährden. Ich habe es mir alles schon überlegt. Es geht auch wegen Markus nicht. Die Polizei würde ihn finden. Ich hab' ihm nämlich geraten, wenn die Verbrecher wieder abgezogen sind, einfach zurückzukommen.«

»Es freut mich, daß du das sagst, Anke.«

Ute fragte: »Vati, weißt du denn jetzt, wann Dirk wieder zurückkommt?«

»Nein, mein Kind, das weiß ich nicht.«

»Mutti«, fragte sie im gleichen Tonfall, »wann gibt es denn was zu essen?«

»Jetzt gleich, mein Schatz. Sobald du von meinem Schoß gerutscht bist, kann ich aufstehen und den Tisch decken.«

Es dämmerte, als Markus sich entschloß, wieder ins Dorf aufzubrechen.

Er streckte sich noch einmal und genoß für einige Augenblicke die friedliche Stille hier oben am Waldrand. Über ihm breitete eine alte Buche ihre Zweige aus. Hinter ihm zog sich der Mischwald den Berg hinauf. Wie weit, wußte er nicht. Vor ihm lagen Äcker, die sanft zum Tal hin abfielen. Rechts schlängelte sich der Feldweg hinunter, den er heraufgekommen war, gesäumt von einer unregelmäßigen Reihe alter Obstbäume.

Unten im Tal lag das Dorf. Wie auf alten romantischen Bildern ragte der schlichte Kirchturm in der Mitte heraus. Was den Anblick von jenen alten Bildern unterschied, waren nur die neuen, weißgetünchten Häuser, die sich am gegenüberliegenden Hang an neuen Asphaltstraßen wie Perlen an einer Kette aufgereiht hatten.

Dafür wurde aber die Romantik des Ausblicks durch das rötliche Abendlicht verstärkt, das das ganze Tal zu vergolden schien. Es hätte fast ein kitschiges Postkartenbild sein können. Aber es war Realität.

Markus genoß den Anblick. Ihm fiel auf, daß er schon sehr lange nicht so still die Natur genossen hatte. Bis in die Kindheit mußte er in seiner Erinnerung zurückgehen. Und er hatte sehr deutlich den Eindruck, daß in der Zeit dazwischen etwas gefehlt hatte.

Langsam stand er auf und schlenderte am Waldrand entlang zu dem schmalen Feldweg hinüber. Während er

gemächlich dem Dorf entgegenging, aß er das letzte Stück von dem Brot, das er mitgenommen hatte.

Es wurde doch langsamer dunkel, als er geschätzt hatte. Darum setzte sich Markus Tanner am Ortsrand auf eine alte Bank, um die völlige Dunkelheit abzuwarten. Jetzt hatte er die Häuser im Rücken und blickte zum Wald hinauf, der schwärzer und schwärzer wurde.

Die Erlebnisse der letzten Tage gingen ihm durch den Kopf. Merkwürdig, aus der Ruhe dieser Abendstimmung heraus betrachtet, rückten all die aufregenden Dinge so weit fort, als habe er sie gar nicht selbst erlebt, sondern vor langer Zeit vielleicht einmal in einem Buch gelesen.

Fast wunderte er sich selbst über seine Gelassenheit. Immerhin gab es da Menschen, die ihm nach dem Leben trachteten. Aber dieses Wissen spielte jetzt keine Rolle. Er war sich an diesem stillen Abend so sicher wie nie zuvor, daß er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Gut war es, daß er mit der Vergangenheit endgültig gebrochen hatte, sehr gut.

Jetzt fiel der Schein einer Straßenlaterne weit hinter ihm, die eben angegangen war, auf das Gras vor seinen Füßen. Markus stand auf und ging ins Dorf hinein.

Vorsichtig näherte er sich dem Hof. Sorgfältig hielt er Ausschau nach Autos, in denen vielleicht die Leute sitzen könnten, die ihm auf den Fersen waren. Zunächst war nichts dergleichen zu sehen. Erst in der Nähe des Hofes sah er in einer Nebenstraße einen BMW stehen. Aber das mußte nichts bedeuten.

Im Hof hörte er einen der Hunde bellen. Ob da ein Fremder war?

Markus entschloß sich, über den hinteren Hof hineinzugehen. Das war sicherer. Er ging bis zum Dorfbrunnen zurück

und kam über die Nebenstraße an den anderen Bauernhof. Niemand war zu sehen, außer einer alten Frau, die auf einen Stock gestützt die Straße herunterkam.

Als Markus zum Tor hereinhuschte, knurrte ein Hund. Teja war es, wie er in dem schwachen Licht erkennen konnte.

Seltsam, sonst waren beide Hunde im vorderen Hof. Ob der hier Wache halten sollte? Das würde bedeuten, daß Klaus und Gisela eine Gefahr ahnten.

»Guter Hund, Teja! Sei still, du kennst mich doch, nicht wahr?«

Markus näherte sich dem großen dunklen Schäferhund vorsichtig, und als er bei ihm war, tätschelte er ihn und redete leise und beruhigend auf ihn ein. Trotzdem spürte er bei dem Tier eine gewisse Unruhe. Das mochte daher kommen, daß von Totila, dem anderen Schäferhund, aus dem vorderen Hof immer wieder ein lautes nervöses Bellen zu hören war.

Markus Tanner schlich vorsichtig zu der Durchfahrt, die die beiden Höfe verband, spähte und huschte, als er niemanden sah, an dem Kuhstall entlang. Im Wohnhaus brannte Licht, und Stimmen waren zu hören. Der junge Mann schlich näher heran. Etwa zwei Schritte vom Küchenfenster entfernt blieb er stehen. Von hier aus konnte er hineinsehen.

Klaus und Gisela saßen auf Küchenstühlen und waren offenbar gefesselt. Die Fesseln selbst konnte Markus nicht sehen, aber die Arme waren hinter die Lehnen zurückgezogen. Davor standen zwei Männer, die er schon einige Male gesehen hatte. Er wußte, daß sie mit der Bande zu tun hatten, kannte aber weder ihre Namen noch ihre Aufgaben.

Schwach drangen die Stimmen nach draußen. Markus konnte das meiste verstehen.

»Ich bestreite das ja gar nicht«, keuchte Klaus wütend. »Natürlich war er hier. Aber was war daran falsch? Sie hätten uns vorher schreiben sollen, daß Sie das nicht wünschen. Dann hätten wir ihn vielleicht nicht aufgenommen.«

»Halt's Maul!« schimpfte der Hagere. »Ich will wissen, wo er jetzt ist!«

Gisela antwortete: »Sie können machen, was Sie wollen – was wir nicht wissen, können wir nicht sagen.«

»Wenn ihr's wirklich nicht wißt – okay. Aber ich glaube euch nicht. Wir haben Degemann gesehen und. . .«

»Ja, und er hat mit Markus Tanner gesprochen. Und nachher war der weg, ohne sich zu verabschieden. Ehrlich!«

»Aber irgendeine Andeutung. . .«

Der kräftigere der beiden Männer unterbrach den anderen: »Du redest zu viel! Wir sind nicht zum Verhandeln hier!« Damit trat er Klaus kräftig vor das Schienbein. Der schrie auf. »So, Bäurin«, sagte er bedrohlich leise, »das war erst der Anfang. Wenn du nicht sofort mit allem 'rausrückst, was du weißt, dann mach ich deinen Alten zum Krüppel. Du kannst dann die Kartoffelernte alleine einfahren. Ist das klar?«

Ich muß helfen, schoß es Markus durch den Kopf. Ich habe ihnen das eingebrockt, also muß ich ihnen da auch heraus helfen. Aber wie? Wenn ich die beiden angreife, schnappen sie mich. Sie sind zu zweit und haben sicher auch Pistolen. Es wäre gut, sie wüßten gar nicht, daß ich hier bin.

Der Schmerzensschrei von Klaus hatte ein heftiges Gebell von Totila ausgelöst, der im vorderen Hof angebunden war. Jetzt drang das Geräusch Markus ins Bewußtsein und brachte ihn auf eine Idee. Schnell rannte er zurück, löste den dunkleren Hund von der Kette und lief mit ihm zur Hundehütte im vorderen Hof. Er machte auch den hellen Hund frei, rannte zum Wohnhaus und öffnete die Tür.

Laut bellend stürzten die beiden Schäferhunde in die Küche. Markus lief zurück vor das Fenster, um zu beobachten. Als er ankam, sah er gerade, wie der untersetztere der beiden Männer eine Pistole herauszog.

»Nicht schießen!« rief sein Komplize und wehrte Totila, der auf ihn eindrang, mit einem Stuhl ab. »Ruf die Hunde zurück, Bauer! Sonst erschießen wir sie!«

Klaus rief: »Platz, Totila! Platz, Teja! Ruhe! Wollt ihr still sein! Hierher, Teja!«

Widerwillig gehorchten die Tiere und zogen sich knurrend in die Nähe der Stühle zurück.

»Wie kommen die Biester hier 'rein? Ist da noch jemand im Haus?«

»Ich weiß es nicht. Ruhig, Totila!«

Der Hagere fuhr seinen Komplizen an: »Steck den Ballermann weg, du Idiot! Willst du, daß das ganze Dorf zusammenläuft?«

»Ehe ich mich von den Biestern beißen lasse. . .«

»Komm mit, wir durchsuchen den Hof! Ihr bleibt hier, und die Hunde schließen wir bei euch ein. Und wehe euch, wenn ihr Lärm macht!«

Markus wußte jetzt, was er zu tun hatte. So schnell er konnte, rannte er aus dem Tor hinaus zum Nachbarhof, wo die Familie Benzer beim Fernsehen saß. Alle sprangen überrascht auf, als der junge Mann, der heute morgen ihren Traktor repariert hatte, ohne anzuklopfen ins Wohnzimmer stürzte.

»Herr Benzer, kommen Sie schnell! Da sind Einbrecher!«

»Bei euch auf dem Hof sind Einbrecher?«

»Ja, mit Pistolen. Wir werden uns nicht auf einen Kampf einlassen können, aber wenn wir viel Lärm und Licht machen, verschwinden sie vielleicht.«

»Marie! Ruf die Polizei an! Und« – zu seiner Tochter gewandt – »du Cornelia, läufst zu Werners. Sie sollen zu Klaus und Gisela vors Tor kommen. Michael, du holst die Taschenlampen. . .«

Markus unterbrach ihn. »Herr Benzer, es wäre besser, wenn wir von hinten kommen. Das Auto der Einbrecher steht hier vorne. Wenn wir ihnen den Fluchtweg zu ihrem Auto abschneiden, fühlen sie sich in die Enge getrieben und schießen vielleicht.«

»Du hast recht, Markus. Cornelia, du hast es gehört! Nun lauf schnell! Und dann schick noch andere her. Onkel Karl vielleicht und Friedhelm, oder wen du kriegen kannst.«

Die Tochter sauste davon. Frau Benzer hatte inzwischen die Polizei am Apparat. Ihr Mann kramte einen Knüppel aus einer Truhe. Der Sohn kam mit zwei Taschenlampen an.

»Hol' eine Mistgabel und komm uns nach!« forderte Herr Benzer ihn auf. »Und bring für Markus auch eine Waffe mit. So, wir zwei gehen schon mal. Wie viele waren es denn?«

»Zwei. Sie haben Klaus und Gisela gefesselt. In der Küche. Die Hunde haben sie eingesperrt.«

Frau Benzer hatte aufgelegt und rief ihnen nach: »Sie sind in zehn Minuten da. Seid um Gottes willen vorsichtig! Höchstens Lärm machen, hörst du, Fritz! Daß ihr nicht mit Mistgabeln auf sie losgeht, wenn die Pistolen haben!«

»Mach dir keine Sorgen!« rief der Bauer über die Schulter zurück. »Wir sind nicht lebensmüde. Und wir sind auch keine Kinohelden. Aber wir wissen immer noch, was wir einem guten Nachbarn schuldig sind.«

Als die beiden zum hinteren Tor kamen, hatte Michael sie eingeholt. Vorsichtig liefen sie über den Hof.

Da hörten sie die Fremden in der Scheune rumoren.

»Verdammt nochmal!« fluchte gerade einer der Männer.

Er hatte sich offenbar in der Dunkelheit irgendwo gestoßen.

Beim Durchbruch, der von dem hinteren Hof in den vorderen führte, spähten die drei um die Ecke. Jetzt konnten sie erkennen, wie sich die zwei vor der Scheune trafen.

»Er muß hier sein! Verdammt nochmal, er muß hier sein!«

Was der andere antwortete, war nicht zu verstehen.

Herr Benzer schickte leise seinen Sohn ans Tor zurück, wo er die andern Männer sammeln sollte.

Jetzt traten die Fremden zum Eingang der Scheune. Zunächst redeten sie leise miteinander, dann hörte man den einen rufen: »Hör' mir gut zu, Mecki! Wir wissen, daß du hier irgendwo bist! Ein gutes Versteck, ich gebe es zu. Aber nicht mehr lange! Komm 'raus, oder wir zünden die Scheune an!«

Markus erstarrte. Ja, das würden sie tun, er wußte es. Natürlich bestand keine unmittelbare Gefahr für ihn. Aber wenn Klaus und Gisela zu all dem Unglück, das er über sie gebracht hatte, nun auch noch ihren Hof verlieren würden. . .

»Was heißt das?« fragte flüsternd Herr Benzer neben ihm.

»Mecki – bist du das?«

Markus nickte, was der andere mehr ahnen als sehen mußte.

»Ja, wie denn. . . suchen die dich?«

»Ich erkläre es Ihnen später genauer. Ich habe zu der Bande gehört und bin ausgestiegen. Jetzt wollen sie mich fertigmachen.«

»Umbringen?«

»Wahrscheinlich.«

»Das lasse ich nicht zu, Junge!«

Markus fand diese Bemerkung zwar etwas naiv, aber doch tröstlich.

Jetzt hörten sie wieder einen der beiden Männer rufen:

»Mecki, hör mir gut zu! Ich gebe dir genau drei Minuten. Wenn du dann nicht vor mir stehst, steht die Scheune in Flammen! Du weißt, ich bluffe nicht. Drei Minuten. Von jetzt an.«

Markus flüsterte: »Was mache ich nur, Herr Benzer?«

»Auf keinen Fall darfst du dich stellen. Die Scheune ist versichert, du nicht.«

»Die Hunde! Wenn ich sie loslasse. . .«

»Sie werden sie erschießen. Aber besser ein Hund als ein Mensch. Nur, das bringt uns ja nichts.«

»Ich muß Klaus und Gisela befreien, wenn es brennt. . .«

»In die Wohnung kommst du aber nur über den Hof. Da sehen sie dich!«

»Es gibt noch einen Weg. Helfen Sie mir mal da rauf!« bat Markus.

Herr Benzer, obwohl nicht mehr einer der Jüngsten, machte eine Spitzbubenleiter. Markus Tanner stieg auf seine Schultern und zog sich, sportlich wie er war, an der Dachrinne hoch, die dabei bedenklich ächzte. Jetzt konnte er mit seinen Turnschuhen leise die Dachschräge hinauflaufen. Mit fast artistischer Sicherheit balancierte er auf dem Dachfirst entlang bis zu dem Giebel des höher stehenden Wohnhauses. Hier war seine Dachkammer, in der er absichtlich das Fenster offen gelassen hatte. Er stieg hinein, rannte drüben zur Tür wieder hinaus und die Treppe hinunter.

Die Küchentür war verschlossen. Kein Schlüssel.

»Klaus, Gisela! Ich bin's, Markus. Sie wollen die Scheune anstecken!«

Der Bauer antwortete in verhaltener Lautstärke: »Wir haben's gehört. Komm schnell 'rein. Tritt die untere Holzplatte in der Tür ein!«

Markus trat mit Wucht dagegen. Das dünne Holz in dem

kräftigen Rahmen splitterte. Noch ein Tritt, und er konnte hindurchkriechen.

»Ein Messer ist in der Schublade, rechts im Küchenschrank!«

Es dauerte nur wenige Sekunden, da waren die beiden von ihren Fesseln befreit. Die Hunde spürten die Spannung und knurrten wütend in Richtung Fenster.

Markus berichtete schnell, daß sich die Nachbarn am hinteren Tor versammeln wollten.

Klaus dachte kurz nach. »Gisela, halte die Hunde fest! Ich will vorsichtig das Fenster aufmachen.« Als er mit Markus auf den Hof hinausblickte, war nur einer der Männer zu sehen. Der andere war wohl in der Scheune. »Markus, mach das Licht aus, damit wir besser sehen können und nicht gesehen werden!«

Kaum hatte der junge Mann das getan, wußte der Bauer, daß dies ein Fehler war. Der Fremde auf dem Hof merkte sofort, daß sich die Lichtverhältnisse änderten, drehte sich um und sah, daß die Küche dunkel war.

»He, Langer! Komm 'raus! Da ist was los! In der Küche ist das Licht ausgegangen. Entweder haben sie sich selbst befreit, oder da ist noch jemand!«

Der andere trat auf den Hof. »Idiot! Du wirst sie nicht richtig festgebunden haben! Sieh nach! Ich warte hier auf Mecki.« Dann rief er laut in das Scheunentor hinein: »Noch eine halbe Minute!«

O Gott, hilf uns! dachte Markus. Es war eigentlich kein Gebet, so wie er sich das vorstellte. Es war nur ein unbewußter Hilfeschrei, mehrmals wiederholt, ohne daß ihm das bewußt wurde. Oder war es doch ein Gebet?

Klaus kroch durch die beschädigte Küchentür, rannte zum Hauseingang und verriegelte ihn von innen.

Durch das geschlossene Fenster beobachtete Markus, wie der Hagere mit seinem Feuerzeug spielte. Er ließ es immer mal kurz aufblitzen und dann wieder verlöschen.

Der Kräftigere kam über den Hof zur Haustür und rüttelte daran. »He, Langer!« rief er zur Scheune hinüber. »Da hat einer von innen verschlossen.«

Klaus rief Gisela mit den Hunden zu sich in den Flur. Auch Markus, aber für ihn war es zu spät. Als die Bäuerin sich durch das Loch gezwängt und die Hunde hinter sich hergezogen hatte, erschien schon das Gesicht des Mannes vor der Fensterscheibe. Markus drückte sich in eine Ecke hinter dem Küchenschrank. Er wußte, daß er nicht ganz hinter dem Schrank verschwunden war, hoffte aber, daß er in der Dunkelheit nicht gesehen werden konnte.

Klirr! Der Mann hatte mit dem Pistolengriff die Scheibe eingeschlagen. Markus hielt die Luft an.

Die Sekunden wurden zu einer Ewigkeit.

Endlich hörte Markus rufen: »Hier ist keiner mehr. Sie sind weg. Auch die Hunde.«

Draußen schrie der andere: »Verdammt Mist! Jetzt reicht's mir! Mecki, du hast deine letzte Chance! Es brennt!«

In diesem Augenblick machten die Männer aus der Nachbarschaft im hinteren Hof ein wütendes Gebrüll. Taschenlampen leuchteten auf. Mistgabeln und Sensen blitzten. Aber sonst konnte man nichts von ihnen sehen.

»Wehe euch, wenn ihr Feuer legt!« Markus hörte die Stimme von Herrn Benzer. »Macht, daß ihr verschwindet! Sonst geht's euch dreckig!«

»Da hat uns einer 'reingelegt! Komm!«

Markus wagte hinter der Schrankecke hervorzusehen. Das Gesicht war vom Fenster verschwunden. Schnell sprang er hin. Glassplitter knirschten unter seinen Füßen.

Gerade konnte er sehen, daß der Hagere seine Pistole nach oben hielt, als er abdrückte. Aber der Knall hatte immerhin die Wirkung, daß die Männer still wurden.

»Halt sie in Schach!« hörte Markus den Langen sagen. »Ich lege Feuer. Jetzt glaub' ich erst recht, daß er hier ist.«

»Wir hauen ab! Komm, wenn er wirklich hier war. . .« Den Rest konnte Markus nicht verstehen. Er hörte und sah nur im Halbdunkel, daß die beiden sich stritten.

Dann flammte wieder das Feuerzeug auf. Ein Bündel Stroh oder etwas Ähnliches begann zu brennen.

Plötzlich stand Klaus neben ihm und riß das Fenster auf, den Flügel, der noch eine ganze Scheibe hatte. »Fritz!« rief er. »Paß auf, ich werfe dir den Schlüssel vom Traktor rüber! Der Mistlader ist dran.«

Er holte weit aus und warf den Schlüssel in die Nähe der Durchfahrt, hinter der die Nachbarn sich versteckt hielten. In der Dunkelheit konnte Markus nicht genau sehen, wo er gelandet war. Aber er bemerkte Bewegungen dort drüben.

Und tatsächlich – es dauerte nur wenige Augenblicke, da hörte man, daß ein Dieselmotor angelassen wurde. Inzwischen hatte einer der Männer das brennende Stroh Bündel in den Eingang der Scheune geworfen, wo das Feuer schnell weitere Nahrung fand.

Da aber kam der Traktor in den vorderen Hof eingefahren. Das Greifwerk des Mistladers war hoch vor den Fahrersitz gezogen. Wie ein urweltliches Ungeheuer wirkte das Gefährt im flackernden Schein des Feuers, wie ein unheimliches Fabelwesen, das sein Feinde jagt.

Einer der beiden Verbrecher schoß. Die Kugel mußte Metall getroffen haben, sie schwirrte durch den Hof.

Aus der Ferne hörte man die Polizeisirene.

Jetzt konnte Markus sehen, wie die beiden die Flucht

ergriffen. Sie rannten zum vorderen Hoftor und verschwanden. Fritz Benzer auf dem Traktor hinterher.

Klaus und Markus sprangen aus dem Fenster. Der Bauer rollte vom Kuhstall her einen Wasserschlauch aus, und Markus drehte den Hahn auf. Inzwischen hatten die anderen Männer bereits den Kampf mit dem Feuer aufgenommen.

Sie waren gerade rechtzeitig gekommen. Noch hatte der Brand nicht das Heu erreicht. In wenigen Minuten war er gelöscht.

Im Hof herrschte allgemeines Durcheinander. Die Nachbarn standen aufgeregt schwätzend herum. Einige räumten auf.

Später kam die Polizei. Die Verbrecher waren ihr entwischt.

Allmählich kehrte Ruhe ein.

In der Küche saßen die zwei Polizisten mit Klaus und Gisela zusammen, fragten und fragten. Sie verstanden einfach nicht, warum die Einbrecher die Bauersleute gefesselt, und was sie überhaupt gesucht hatten. Klaus und Gisela wußten es, aber ohne sich darüber abgestimmt zu haben, waren sie sich einig, daß sie nichts sagen konnten, ohne nicht wenigstens vorher mit Markus oder mit Rolf gesprochen zu haben.

Weder Rolf Degemann noch seine Frau konnten schlafen. Unruhig wälzten beide sich in ihren Betten.

Rolf unterbrach das lange Schweigen. »Weißt du, was das beste wäre, Anke? Wenn du mit Ute zu deinen Eltern nach Göttingen gingst! Dann wärt ihr wenigstens in Sicherheit.«

»Nein, Rolf, das mache ich nicht! Ich will hier sein, wenn Dirk freikommt. Außerdem will ich dich nicht in dieser Lage allein lassen.«

»Sei vernünftig, Anke! Du kannst mir doch nicht helfen. Im Gegenteil, wir können nie sicher sein, ob sie sich nicht noch an Ute vergreifen. Ich hätte auch viel mehr Handlungsspielraum, wenn ich mir nicht noch zusätzlich um euch Sorgen machen müßte.«

»Aber Dirk. . .«

»Sobald er frei ist, besteht ja auch keine Gefahr mehr. Dann hole ich dich sofort.«

»Hm. Wegen Ute wäre es vielleicht gut. Hm. Aber wenn du nicht da bist, und es ruft jemand an?«

»Ich nehme mir weiter frei und bleibe zu Hause.«

»Ich kann mich jetzt nicht entschließen. Laß uns morgen weiter darüber reden.«

»Gut.«

Dann schwiegen sie wieder.

Nach langem Grübeln bekam bei Rolf doch die Müdigkeit die Oberhand. Gerade war er in einen unruhigen Schlaf gefallen, da klingelte das Telefon.

Im Nu war er aus dem Bett.

Dann besann er sich, wartete einige Augenblicke und meldete sich. »Degemann.«

Eine schnarrende Frauenstimme war zu hören. »Hier, Ihr Söhnchen. Ich soll ihn ans Telefon bringen. Weiß zwar nicht, warum das ausgerechnet mitten in der Nacht sein muß. . . Und dann schicken sie mich noch weit weg. Aber mit mir können sie's ja machen. Nun komm, Kleiner! Hier ist dein Papa. Aber wehe, du erzählst zu viel! Naja, weißt ja sowieso nichts.«

Der Hörer wurde weitergereicht.

»Papa!«

»Ja, Dirk! Schön, daß ich deine Stimme höre! Wie geht's dir?«

»Ach, naja, ganz gut so.«

»Bist du gesund?«

»Ja, ja, es fehlt mir nichts. Ich bin in so'nem Keller. Aber ich hab' nicht gesehen, wo das ist. Sie haben mir die Augen verbunden.«

Aus dem Hintergrund hörte man wieder die versoffene Stimme. »So, Kleiner, nun ist Papachen beruhigt, und da woll'n wir mal Schluß machen.«

Schnell sagte Dirk noch: »Ganz in der Nähe läuten Kirchenglocken, so: – « – und dann sang er drei Töne.

»Das interessiert Papachen nicht, Kleiner. So, und nun ab in die Heia. Auf Wiedersehen, werter Herr!« Dann war das Gespräch unterbrochen.

»La – la – la.« Rolf sang die drei Töne nach.

Anke sah ihn entsetzt und verständnislos an. »Was ist los? Geh't's ihm gut?«

»Anscheinend ja. Er ist in einem Keller untergebracht. Aber er ist gesund. Anke, du kannst stolz auf deinen Sohn sein! Er ist ein gerissenes Kerlchen! La – la – la.«

»Wieso? Und was sollen die Töne bedeuten?«

»Das sind die Töne der Kirchenglocken, die Dirk in seinem Keller hören kann. Er hat sie mir vorgesungen. Damit können wir vielleicht 'rauskriegern, wo er ist.«

»Mit den Tönen? Ich denke, Kirchenglocken sind alle gleich, oder wenigstens ähnlich.«

»O nein. Da gibt es viele Unterschiede. Morgen rufe ich den Kommissar an. Der kann damit vielleicht was anfangen.«

Mitternacht war längst vorbei, da kamen Klaus und Gisela zur Dachkammer hinaufgestiegen. Es war so, wie sie vermutet hatten: Markus war noch wach. Aber sie hatten nicht

erwartet, daß er unverkennbar verweinte Augen hatte, als er längere Zeit nach ihrem Klopfen »herein« rief und sie eintraten.

Das Ehepaar stand schweigend vor dem jungen Mann, der sich verlegen abwandte, umständlich nach einem Taschentuch suchte und sich die Nase putzte.

Gisela, mit der Sprache flinker als ihr Mann, sagte geradeheraus: »Du mußt dich nicht schämen, Markus, daß du geweint hast. Das ist die nervliche Anspannung, die sich damit gelöst hat. Ich habe vorhin auch geweint. Stimmt's, Klaus?« Der nickte.

Gisela setzte sich neben Markus auf das Bett und legte die Hand auf seinen Arm. Ihr Mann ließ sich auf dem einzigen Stuhl nieder.

»Es ist ja alles noch mal gutgegangen«, meinte Klaus.

»Fast wäre das Haus abgebrannt, oder es wäre sogar jemand erschossen worden.«

»Aber es ist nichts dergleichen passiert! Noch nicht einmal die Hunde sind zu Schaden gekommen.«

»Aber der Junge von Rolf. . . War die Polizei da?«

Gisela antwortete: »Wir haben nichts von dir erzählt.«

»Aber Herr Benzer weiß, daß sie mich gesucht haben.«

»Fritz Benzer haben sie nicht gefragt, bisher jedenfalls nicht.«

Alle drei schwiegen.

Dann schluckte Markus. »Ich möchte wissen, warum ihr alle mich so behandelt. Rolf Degemann verrät mich nicht, noch nicht einmal, wo es um sein Kind geht. Ihr nehmt mich hier auf und seid so. . . wie soll ich sagen – so liebevoll, und. . . und, naja, ihr wißt schon. Dabei wißt ihr alle, daß ich ein Verbrecher bin. Wenn ich das vergleiche mit meinen eignen Eltern –« Er brach ab.

Nach einer Weile fragte Gisela: »Haben sie dich nicht gut behandelt?«

Markus lachte bitter auf. »Gut behandelt? O doch, es ging mir gut. Ich hatte ein eigenes Kindermädchen und Schränke voller teurer Spielsachen. Aber Zeit hatten sie nie für mich.«

»Na, siehst du das im Nachhinein nicht ein bißchen zu schwarz, Markus?«

»Ich kann mich nicht erinnern, daß meine Mutter einmal so lange bei mir gesessen hätte wie ihr jetzt. Oder daß sie die Hand auf meinen Arm gelegt hätte.«

Instinktiv nahm Gisela ihre Hand zurück. »Hatte sie denn so viel zu tun?«

»Immer saß sie über ihren Arbeiten. Sie war Dozentin für Geschichte an der Universität. Das heißt, sie ist es noch. Wenn ich mich mit ihr über die mittlere Bronzezeit oder die Hallstein-Epoche, oder wie das alles heißt, hätte unterhalten wollen – dann hätte ich vielleicht ein offenes Ohr gefunden. Aber ich lebe nun mal nicht unter Urnengräber- und Glockenbecherleuten, sondern in unserem Jahrhundert. Jedenfalls interessierte sie sich mehr für die Probleme der Zubereitung des Hirsebreis über der steinzeitlichen Feuerstelle als für meine Schulprobleme und alles das.«

Trotz des Ernstes, mit dem das ausgesprochen wurde, mußte Gisela lachen. »Na, Markus, ich kann mir nicht vorstellen, daß es wirklich so schlimm. . .«

»Laß es gut sein. Ich mag nicht mehr davon reden.«

Klaus fragte: »Und dein Vater?«

»Den habe ich noch weniger gesehen. Er ist auch an der Universität. Archäologe. Aber er ist außerdem noch oft monatelang zu Ausgrabungen in Kleinasien und sonstwo. Bei irgend so'ner Buddelei hat er dann meine Mutter kennengelernt. Ich hab' nie rausgekriegt, ob er sich darüber mehr

gefremt hat als über die bemalten Scherben, die er bei gleicher Gelegenheit entdeckte.«

»Das hört sich alles ziemlich bitter an«, meinte Gisela.

Markus sah auf. »Ich weiß gar nicht, warum ich euch das alles erzähle. Ich hab' es noch nie jemandem erzählt.«

»Das ist nicht gut, Markus. Wenn du deine Bitterkeit bei dir behältst, wird es nur schlimmer. Dann schwelt es im Untergrund.«

Markus nickte.

Klaus fragte: »Bist du im Unfrieden von zu Hause weggegangen?«

Markus zuckte die Achseln. »Wenn man bedenkt, daß nie wirklicher Friede war, höchstens Waffenstillstand. . . Nachdem ich mich geweigert hatte, Archäologe oder Geschichte zu studieren – wahrscheinlich wäre sowieso nichts Gescheites dabei herausgekommen – da hatten sie noch weniger Interesse an mir als vorher. Aber es gab Leute, die Interesse an mir hatten. Daß das, was sie machten, verboten war, das war mir egal. Ich war bei ihnen angenommen. Und wenn ich was sagte, so hörten sie mir wenigstens zu. Na ja, und so bin ich dann eben in diese Sache geraten, wo Rolf mir 'rausgeholfen hat.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann begann Markus wieder, und er blickte auf seine Schuhspitzen, weil er sich scheute, den beiden in die Augen zu sehen. »Warum seid ihr so anders? Ihr nehmt euch Zeit für mich und helft mir, obwohl. . . Dabei bin ich euch doch ganz fremd.«

»Jetzt nicht mehr.«

»Doch, doch! Mal ehrlich: wir kennen uns kaum. Ich weiß schon, es hängt mit eurer religiösen Einstellung zusammen. Rolf hat es mir zu erklären versucht. Aber ich kapiere es trotzdem nicht.«

Klaus versuchte eine Antwort: »Wenn Rolf es dir nicht erklären konnte, dann können wir es sicher auch nicht. Vielleicht wirst du es später einmal verstehen.«

Gisela ergänzte: »Und wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Es gibt Dinge, die muß man nicht verstehen, die darf man einfach annehmen. Und dazu gehört die Liebe. Du brauchst uns nur zu glauben, daß wir dich gern haben. Es ist wirklich so.«

Markus sah immer noch nicht auf. Aber an seinem Schlucken war zu merken, daß ihn das sehr bewegte. Dann stieß er leise hervor: »Wißt ihr, für jemanden wie mich ist es nicht leicht, über so was zu sprechen.«

»Mußt du ja auch nicht.«

»Aber das muß ich noch sagen: Ihr seid die ersten Menschen, die mich lieben.«

»Liebe ist ein großes Wort. Und gleichzeitig ein abgegriffenes. Wertlos geworden. Sagen wir so: Wir freuen uns, daß du da bist. Und wir helfen dir sehr gerne.«

Jetzt blickte Markus auf. »Ich muß weg!«

»Ich glaube, es besteht im Moment keine Gefahr für dich. Die Polizei wird wahrscheinlich noch mal wiederkommen. Aber wir erzählen nichts von dir. Und den andern wird die Lust vergangen sein. . .«

»Mit Lust hat das gar nichts zu tun. Wenn der Chef es befiehlt, kommen sie wieder oder andere. Und was die Polizei betrifft – wenn sie richtig fragen, müßtet ihr lügen, um mich zu schützen, und das tut ihr doch nicht gerne, wenn ich euch richtig kenne.«

»Hm.«

»Und außerdem, ich – wie soll ich sagen – ich fühle mich von eurer Fürsorge so. . . so vereinnahmt. Nehmt mir das bitte nicht übel, aber ihr bringt mir so viel Liebe entgegen,

und ich hungere auch danach, daß ich mich irgendwie fürchte, nicht mehr mein eigener Herr zu sein, und. . . ach, verflucht, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.«

»Schon gut, Markus, geh nur! Du mußt dir selbst über alles klarwerden. Und wenn du nicht mehr weiter weißt, versuch's mal mit einem Gebet.« Klaus war es, der das sagte, und seine Frau ergänzte: »Und wenn du uns brauchst – du bist immer willkommen. Ehe du gehst, komm in der Küche vorbei und nimm was zu essen mit!«

Markus nickte.

Die Bauersleute erhoben sich und ließen den jungen Mann allein.

Es klingelte sieben mal, bis am anderen Ende abgehoben wurde und Rolfs Schwiegervater sich meldete.

»Rolf ist hier. Guten Morgen, Vater. Entschuldige, daß ich so früh anrufe.«

»Macht nichts, ich war schon auf. Hab' mich nur grade rasiert. Gibt es was Wichtiges?«

»Ja, was ziemlich Ernstes. Wir haben bisher nicht angerufen, weil wir euch nicht beunruhigen wollten. Aber jetzt müssen wir euch doch informieren. Äh. . . weißt du. . . ich hatte da so ein Problem mit Leuten aus der Unterwelt, so nennt man das wohl, und da. . . also, sie haben Dirk entführt. . .«

»Was?«

»Ja, aber macht euch nicht zu viele Sorgen! Ich bin sicher, daß alles gut ausgeht. Es ist nur so. . . ich wollte gerne Anke und die Kleine aus der Gefahrenzone bringen. Es ist mir lieb, wenn. . .«

»Sie sollen zu uns kommen!«

»Darum wollte ich dich gerade bitten.«

»Das ist doch selbstverständlich. Am besten, ich hole sie ab, oder?«

»Paß mal auf, Vater, die Sache ist die: Gestern haben die Kerle mich verfolgt, um 'rauszukriegen, wo ich hinfahre. Ich nehme zwar nicht an, daß sie es heute wieder tun, aber ich will ganz sicher gehen. Vielleicht muß ich also ein paar Umwege fahren. Jedenfalls muß ich sie abgeschüttelt haben, bevor wir uns treffen. Könntest du zum Rasthaus Rimberg kommen?«

»Natürlich. Um wieviel Uhr?«

»Sagen wir: um zehn?«

»Das geht, bis dahin kann ich da sein. Mensch, Rolf, du machst mir Angst! Mal sehen, wie ich das deiner Schwiegermutter schonend beibringe.«

»Alles Weitere kann Anke dir dann erzählen. Jetzt muß ich Schluß machen, ich hab's eilig. Nimm's mir bitte nicht übel –«

»Ist doch klar. Also, um zehn Uhr am Rasthof Rimberg. Und, Rolf, wenn du wegen der Entführung Geld brauchst – du weißt, Millionäre sind wir nicht, aber ein paar Zehntausender könnten wir alles in allem vielleicht zusammenkratzen. Ich könnte einiges verkaufen. Für meinen Enkel wäre das selbstverständlich.«

»Schön, daß du mir das anbietest, Vater. Aber ich glaube nicht, daß ich es brauche. Wenn doch, melde ich mich.«

»Tu das! Und jetzt laß dich nicht aufhalten. Bis um zehn Uhr.«

»Ja, und vielen Dank!«

Rolf legte auf und suchte auf der Telefonablage nach dem Zettel, auf dem er die Nummer des Kommissars notiert hatte.

Gerade als er ihn gefunden hatte, klingelte das Telefon.

»Degemann.«

»Guten Morgen, Rolf. Ich bin's, Gisela. Du, Rolf, ich wollte gestern abend – oder sagen wir besser: in der Nacht – nicht mehr anrufen. Aber es war allerhand los bei uns.«

Während Gisela berichtete, kam Anke herzu und hielt ihr Ohr mit an die Muschel.

»Na, Gott sei Dank«, seufzte Rolf, als seine Schwester geendet hatte. »Es tut mir wirklich leid, Gisela. Wenn ich gewußt oder auch nur geahnt hätte, daß das solche Folgen haben würde, hätte ich Markus nicht zu euch gebracht.«

»Ist schon gut, Rolf!«

»Und du weißt nicht, wo Markus jetzt ist?«

»Nein, ich wollte es auch nicht wissen. Aber ich habe ihm mein Fahrrad gegeben. In der Nacht, so um drei, ist er losgefahren.«

Anke nahm Rolf den Hörer ab und sagte zu ihrer Schwägerin: »Gisela, vielen Dank für alles! Ich habe eben mitgehört. Vielen Dank!«

»Nichts zu danken. Wißt ihr was Neues von Dirk?«

Rolf unterbrach: »Entschuldigt mal, ihr könnt gleich weiterreden. Anke, ich fahre lieber schnell hin ins Kommissariat. Das ist vielleicht doch besser als telefonieren. Bist du so gut, alles für dich und Ute zu packen, daß wir um neun Uhr fahren können? Falls es bei der Polizei lange dauert – spätestens dann bin ich da.«

Er gab seiner Frau einen Kuß und ging, während Anke ihrer Schwägerin von dem letzten Anruf erzählte.

»Ich war gerade im Begriff, Sie noch mal aufzusuchen, Herr Degemann.« Der Kommissar war freundlicher als bei der ersten Begegnung. Rolf ließ sich auf dem Stahlrohrsessel nieder, auf den der Beamte mit einem leise gemurmelten »Bitte« wies.

»Es gibt zwei, nein, drei Dinge, die ich mit Ihnen besprechen will, Herr Enders.«

»Was Neues von dem Jungen? Ich meine, von Ihrem Kind und seinen Entführern. Haben sie sich gemeldet?«

»Ja, in der Nacht.«

»Sehen Sie, hätten wir eine Fangschaltung. . .«

»Die hätte uns wahrscheinlich nichts genützt. Die Frau, die meinen Sohn ans Telefon brachte, machte so eine Bemerkung, daß sie weit weg sei von zu Hause. Aber sonst sind wir einverstanden, daß Sie so etwas installieren.«

»Prima, ich werde das gleich veranlassen.«

»Vielleicht kommen Sie aber auch schon so zum Ziel. Mein Junge hat mir nämlich am Telefon einen Hinweis gegeben. Gesehen hat er nichts, sie halten ihn in einem Keller fest. Aber er hat Kirchenglocken gehört. Drei Glocken waren es, und er hat mir die Töne genau vorgesungen. Sie müßten sich mal bei den entsprechenden Stellen in der katholischen und der evangelischen Kirche erkundigen. . .«

»Herr Degemann! Glocken hat jede Kirche! Und alle klingen ähnlich!«

»Nein, es gibt wesentliche Unterschiede. Mit drei Glocken muß es schon eine ziemlich große Kirche sein. Und die Töne, auf die die Glocken gestimmt sind, bilden immer andere Akkorde.«

»Sie wollen doch nicht behaupten, daß Ihr Sohn aus dem lauten Gebimmel drei exakte Töne herausgehört und Ihnen später auch noch richtig wiedergegeben hat. Stunden später durchs Telefon!«

»Allerdings, das will ich behaupten! Er ist nämlich musikalisch, und zu etwas wird der teure Klavierunterricht hoffentlich gut sein, wenn der Junge schon zum Üben zu faul ist. Natürlich stimmt nicht die absolute Tonhöhe, aber die

Abstände zwischen den Tönen sind bestimmt richtig«, erklärte Herr Degemann.

»Entschuldigen Sie – ich wollte weder Sie beleidigen noch Ihren Sohn. Aber nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich mir das schlecht vorstellen kann. Selbstverständlich werde ich dieser Spur nachgehen. Selbst wenn eine ganze Menge Kirchen infrage kommen, ist das ja auch schon ein Fortschritt. Allerdings müßten Sie dann mitkommen zu den kirchlichen Fachleuten. Sie können nicht von mir erwarten, daß ich denen Ihre drei Töne vorsinge. Oder...«

Er sprang auf, öffnete die Tür zum Nachbarbüro und rief hinein: »Krämer! Ein Tonbandgerät!«

Der junge Beamte brachte ein Gerät und stöpselte den Stecker in die Wand. Enders legte die Finger auf die Tasten und sagte: »Wenn's läuft, singen Sie!« Dann drückte er, und Degemann sang drei Töne, einen tiefen, einen deutlich höheren und einen noch etwas höheren. Kommissar Enders schaltete ab.

Der Mann aus dem Nebenbüro staunte und konnte nicht verhindern, daß sich seine Mundwinkel zu einem leichten Grinsen verzogen. Enders sagte: »Danke, Krämer, Sie können gehen. Und erkundigen Sie sich mal, wer in den großen Kirchen uns am besten über Glocken Auskunft geben kann. Und grinsen Sie nicht so blöd! Haben Sie noch nie einen Mann singen hören?«

»Okay, Chef!« Er verschwand.

»So, Herr Degemann, das war das erste, was Sie mir sagen wollten.«

Rolf beugte sich auf seinem Sessel nach vorn. »Das zweite ist, daß ich es nicht richtig finde, wenn Sie mich von Ihren Leuten verfolgen lassen, ohne daß ich davon weiß. Ich habe Ihnen den Aufenthaltsort von Markus Tanner absichtlich

nicht genannt – den Namen sage ich Ihnen, weil er sich wohl sowieso nicht mehr verheimlichen läßt. Sie wußten, daß ich mit Absicht nichts gesagt habe. Sie waren nicht befugt, ihn auf diese Weise herauszufinden. Ich bin ein unbescholtener Bürger und in dieser Sache sogar selbst Opfer, so daß Sie nicht das Recht haben, mich zu verfolgen.«

»Hm«, sagte der Kommissar und nickte leicht. »Hm, juristisch gesehen. . . Hm. Aber andererseits: moralisch gesehen. . .«

»Moralisch?«

»Na ja, ich meine, es diene doch einer guten Sache. Und ich dachte mir, wenn ich den Mann auf diese Weise schnappe, haben Sie ja nicht Ihr Beichtgeheimnis verraten. Also könnten Sie eigentlich nichts dagegen haben.«

»Also, hören Sie mal. . .«

»Schon gut, Herr Degemann, ich entschuldige mich dafür. Daß ich das schon eingesehen habe, können Sie daran erkennen, daß ich Ihre Frau nicht gedrängt habe, der Fangschaltung zuzustimmen. Nachdem ich meine Befugnisse in dem ersten Fall vielleicht ein bißchen zu großzügig ausgelegt habe, war ich da besonders zurückhaltend. Das gleicht sich dann aus, Sie sehen also. . .«

»Gut, erklären wir den zweiten Punkt auch für abgeschlossen. Ihre Verfolgung hat ja auch nichts genützt. Im Gegenteil, sie hat nur geschadet. Und damit wären wir beim dritten Punkt: Ich muß Ihnen erzählen, was in der letzten Nacht da passiert ist, wo ich Markus versteckt hatte.«

Enders beugte sich gespannt vor. Degemann berichtete, was er von seiner Schwester wußte. Der Kommissar machte sich ab und zu Notizen. Als sein Gegenüber geendet hatte, schwieg er eine Weile, schaute auf seinen Block und klopfte sich mit dem Bleistift an seine Brille.

»Ich habe Sie also richtig verstanden, daß Markus Tanner jetzt weg ist, und Sie auch nicht wissen, wo er ist?«

»Richtig.«

»Dann haben die Gangster ja eigentlich auch keinen Grund, Ihren Jungen zu behalten, denn es gibt ja von Ihnen nichts mehr zu erpressen.«

»Richtig. Nur besteht die Schwierigkeit, ihnen das glaubhaft zu machen.«

»Hm. Haben Ihre Verwandten sich die Autonummer notiert?«

»Das weiß ich nicht. Ich gebe Ihnen die Telefonnummer, dann können Sie sich selbst erkundigen.«

Enders reichte ihm den Notizblock samt Bleistift hinüber, und Degemann schrieb Adresse und Telefonnummer auf.

»Bitte. So, Herr Enders, das war's dann.« Er stand auf.

Der Kommissar erhob sich ebenfalls. »Ich danke Ihnen. Und glauben Sie mir, daß wir alles tun, um Ihren Sohn bald zu finden.«

»Noch etwas: Wenn Sie jemanden schicken wollen wegen der Fangschaltung, kommen Sie bitte erst um elf Uhr. Ich bin ab neun Uhr für etwa zwei Stunden nicht da. Ich will meine Familie in Sicherheit bringen.«

»Das ist gut. Aber sollten Sie nicht lieber am Telefon bleiben? Ich biete Ihnen an, daß jemand von uns Ihre Frau mit dem Kind wegbringt.«

»Danke, aber das will ich lieber selbst besorgen.«

»Verstehe ich. Auf Wiedersehen, Herr Degemann.« Der Kommissar reichte seinem Besucher die Hand, was er bisher noch nie getan hatte. Rolf wußte nicht, ob er das als Unterstreichung seiner Entschuldigung deuten sollte, oder als Versuch, ihm Trost und Vertrauen einzufloßen. Aber er schlug kräftig ein und ging.

Der Hof hatte vor sehr langer Zeit einmal landwirtschaftlichen Zwecken gedient. Später hatte hier Holz für ein nahegelegenes Sägewerk gelagert und dann eine Autowerkstatt gearbeitet, die aber auch schon lange geschlossen war. Jetzt wartete das Anwesen auf den meistbietenden Käufer und beherbergte inzwischen einige Leute, die sich in den heruntergekommenen Räumen wohler fühlten als in allzu feiner Umgebung, zumal sie billig waren.

Da die verschiedenen früheren Verwendungszwecke des Hofes ihre Spuren zurückgelassen hatten, war es nicht einfach, den langen Volvo zwischen verrosteten Geräten, alten Autos, Bretterstapeln und dergleichen hindurch bis vor den Eingang zu fahren. Der etwa fünfunddreißigjährige Mann hinter dem Steuer tat das aber mit beachtlichem Geschick.

»In diesem Gerümpel wohnt deine Tussi?« fragte er den etwas älteren Beifahrer.

»Ja. Du kannst mir glauben, sie ist zuverlässig.«

»Davon will ich mich selbst überzeugen.«

Beide stiegen aus. Einem neutralen Beobachter wäre aufgefallen, mit welcher Unterwürfigkeit der Ältere dem Jüngeren die Tür öffnete und den Vortritt ließ. Aber es gab keinen neutralen Beobachter.

»Ach, Erich, du hier? Jetzt schon?« fragte ein wenig erschreckt die Frau mit der krächzenden Stimme, als die beiden Männer vor ihr standen.

»Ja, wir wollen. . . also dies hier ist. . .«

»Der Name tut nichts zur Sache!« unterbrach ihn barsch der Jüngere.

». . . ist also ein Freund von mir, wollte ich sagen«, ergänzte eifertig der andere. »Wir wollen den Jungen sehen.«

Die Betonmischerstimme antwortete: »Er ist unten.«

»Würden gnädige Frau uns freundlicherweise hinführen?« Der drohende Unterton in der Stimme des Mannes ließ keinen Zweifel daran, daß es geraten war, sich seinen Wünschen zu fügen.

Mit einem halb mißbilligenden, halb entschuldigenden Gemurmel drückte die Frau ihre Zigarette auf einer Untertasse aus und schlurfte voran.

Angewidert von der schlampigen Erscheinung wich der Mann zurück, damit sie durch die Tür konnte, ohne ihn zu berühren.

Beide Männer folgten ihr in den Keller, wo die Frau vor der Tür mit dem schweren Riegel stehenblieb.

»Soll ich öffnen?« fragte sie ihren Freund. Der gab die Frage durch einen Blick an seinen Begleiter weiter. Dieser aber schüttelte den Kopf, trat heran und spähte durch den Spalt zwischen zwei Brettern.

Drinnen sah er einen Jungen auf einem schäbigen Bett sitzen, der, durch die Geräusche aufmerksam gemacht, gespannt zur Tür blickte.

Ein Wink des gutgekleideten Herrn, und alle drei stiegen wortlos die Treppe hinauf.

Oben angekommen, fragte der Chef seinen Begleiter: »Von wo aus habt ihr mit Degemann telefoniert?«

Der Ältere sah seine Freundin an. Die schnarrte: »In Teufental war ich, in einer Telefonzelle. Das sind siebenundzwanzig Kilometer von hier.«

Der Gutgekleidete holte tief Luft. »Soll das etwa heißen, du warst gar nicht dabei? Du hast das diese Ziege allein machen lassen?«

Der andere wurde immer kleiner, je stärker die Zornesadern auf der Stirn seines Gegenübers anschwellen. »J. . .ja,

schon, aber ich habe ihr alles ganz genau erklärt. Es konnte überhaupt nichts schiefgehen, ehrlich!«

»Konnte nichts schiefgehen? Wahrscheinlich ist schon was schiefgegangen! Der Degemann geht überhaupt nicht ans Telefon. Wann hat es das schon mal gegeben, daß einer, dem das Kind entführt wurde, nicht ständig am Telefon sitzt. Und mit dem Mecki haben sie uns auch aufs Kreuz gelegt. Ich sage dir, die fühlen sich zu sicher. Und dafür muß es einen Grund geben. Da ist irgendwas im Busch!« Er ging bei diesen Worten unruhig auf und ab und beschloß seine Rede mit einem wütenden Fußtritt gegen einen Küchenstuhl.

»Meinst du?«

»Meinst du, meinst du. . .«, äffte der Jüngere nach. »So was rieche ich hundert Meilen gegen den Wind. Und diese Sache stinkt!«

»Aber wir haben nichts verkehrt gemacht. Ich sage dir, sie ist zuverlässig.«

»Dann sag' mir mal genau, wie das Gespräch gelaufen ist!« wurde die Frau aufgefordert.

Die antwortete, noch unschlüssig, ob sie sich unterwürfig geben oder aufmucken sollte: »Na ja, ich hab' die Nummer angerufen und dann hat er sich gemeldet, und ich hab' gesagt, hier könnte er jetzt seinen Jungen sprechen. Und dann hab' ich dem Bengel den Hörer gegeben.«

»Weiter!«

»Er hat seinem Alten gesagt, es ginge ihm gut. Aber wo er ist, hat er nicht gesagt. Er wußte es ja auch nicht. Ich hatte ihm immer die Augen verbunden.«

»Genau! Was hat er gesagt?«

»Verdammt noch mal, ich weiß doch nicht mehr jedes Wort! Aber es war nicht viel. Er hat ja auch gesagt – ja, jetzt fällt's mir wieder ein – er hat gesagt, er sieht überhaupt

nichts, er könnte höchstens was hören, zum Beispiel die Kirchenglocken.«

»Die Kirchenglocken?« Der Mann kam, drohend nach vorn gebeugt, auf sie zu.

»Na ja, das hat doch keine Bedeutung. Wie Kinder eben so reden, allerhand Unsinn.«

»Was für ein Unsinn?« Die Frage klang scharf wie ein Messer.

»Er hat so die Glockentöne nachgemacht. Und dann hab' ich ihm den Hörer wieder weggenommen und aufgelegt.«

»Die Glockentöne nachgemacht?« Der Mann hob einen Stuhl an, setzte ihn krachend wieder auf die Bretter und blitzte den älteren Mann an. »Und diese blöde Kuh nennst du zuverlässig? Hab' ich's denn nur mit Idioten zu tun? Erst vermasseln die zwei die Sache auf dem Bauernhof, wo sie den Mecki fast gehabt hätten, und dann lockt ihr mir mit eurer Blödheit noch die Polente auf den Hals.«

»Wieso Blödheit? Erich, läßt du dir das gefallen? Also. . .«

»Halt's Maul!« brüllte der Mann. »Jawohl, hirnverbrannt seid ihr! Hättest du wenigstens getan, was ich dir gesagt habe! Ich hab' dir nicht befohlen, deine Ziege zu schicken, sondern selber zu gehen! Aber du warst wahrscheinlich zu faul, aus dem Bett zu steigen. Ist allerdings die Frage, ob's dann besser gegangen wäre. Ich glaube eher, ihr seid beide genauso dumm. Nein, nein, nein! Und für soviel Blödheit soll ich auch noch zweitausend Mark zahlen!« Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn und stapfte wie ein Löwe im Käfig auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen. »Holt ihn rauf! Jetzt gleich! Aber verbindet ihm die Augen!«

Der andere Mann rannte eilfertig die Treppe hinunter. Seine Freundin folgte ihm aufreizend langsam.

Im Keller angekommen, flüsterte sie dem Mann zu: »Du hast gesagt, er gibt dir tausend. Die wolltest du mit mir teilen. Aber er gibt dir zweitausend.«

»Jetzt sei still! Wir werden uns schon einig. Geh 'rein, verbinde ihm die Augen!«

Die Frau riegelte auf und rief in den Kellerraum: »Dreh dich um, Junge! Ich muß dir die Augen wieder verbinden.«

Dirk gehorchte. Die Frau trat von hinten an ihn heran, legte das Tuch um seinen Kopf, das diesem Zweck schon vorher gedient hatte, und verknotete es. Dann sagte sie: »So, mein Junge, die schlimmen Zeiten sind vorbei. Jetzt nimmst dich ein besonders vornehmer Herr mit. Auf geht's!« Sie schob ihn zur Tür und dirigierte ihn die Treppe hinauf. Ihr Freund folgte.

Oben angekommen sahen sie, daß der andere Mann schon am Steuer seines Wagens saß. Er ließ die Scheibe herunter und rief: »Fesselt ihn, und dann in den Kofferraum! Und Pflaster auf den Mund!«

Die beiden taten, wie ihnen befohlen war. Dann winkte der Mann am Steuer seinen Komplizen mit herrischer Geste neben sich auf den Beifahrersitz und brauste davon, daß die kleinen Steinchen auf dem Hof nach hinten nur so wegspritzten.

Die Frau sah mit haßerfüllten Augen hinterher.

Ganz anders war der Blick, mit dem Rolf Degemann dem Auto seines Schwiegervaters nachschaute. Liebe und Angst lagen darin, aber auch Entschlossenheit.

Ja, Entschlossenheit. Er schmunzelte jetzt fast ein bißchen, als er darüber nachdachte, ob das Wort vom »Getrost-und-freudig«-Sein, das er heute morgen in der Bibel gelesen hatte, wohl auch auf die Auseinandersetzung mit Gangstern

anzuwenden sei. Warum eigentlich nicht? Jetzt lächelte er richtig.

Als er sich dessen bewußt wurde, stärkte ihn das noch mehr. Sein Sohn war entführt, seine Familie in Gefahr – aber er konnte bei aller Angst doch »getrost und freudig« sein.

Niemand war dem Wagen gefolgt, es war auch niemand Verdächtiges in der Nähe. Rolf Degemann ging zurück zu seinem Auto, zwängte sich hinter's Steuer, schaute sich noch einmal um und startete.

Während er mit höchstens 110 Kilometern in der Stunde Richtung Frankfurt fuhr – mehr gab sein Fahrzeug nicht her –, wälzte er in seinem Kopf Pläne hin und her.

Wenn ich mir ein Auto besorge, dachte er, ein Auto, das sie dann abholen. Wie hieß die Straße, von der Markus sprach? Lindenallee oder so ähnlich. Ich muß auf einer Straßenkarte nachsehen. Das muß natürlich alles stimmen. Aber wenn es stimmt, und wenn sie es abholen, dann könnte ich sie verfolgen und auf diese Weise erfahren, wo ihre Werkstatt ist. Und mit so einem Wissen könnte ich mein Kind auslösen. Eine sehr unsichere Sache, natürlich. Aber ich weiß nichts Besseres.

Wenn's schiefgeht, wenn ich sie verliere, kann's jedenfalls nichts schaden. Außer, daß ich dann das teure Auto los bin. Aber was ist das schon gegen Dirk oder gegen die Chance, ihn zurückzukriegen. Und wenn der Schwiegervater mir finanziell helfen will. . .

Als Rolf die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg und in seiner Hosentasche nach dem Schlüssel kramte, hörte er drinnen schon das Telefon klingeln. Er beeilte sich mit dem Aufschließen, stürzte hinein und nahm den Hörer ab.

»Degemann.«

»Endlich! Sie scheinen ja gar kein Interesse am Ergehen

Ihres Kindes zu haben. Bis man Sie mal erreicht!« Rolf kannte diese Stimme noch nicht.

»Ich bitte Sie, den Jungen freizulassen. Sie wissen doch, Markus ist weggelaufen. Ich habe keine Ahnung, wo er ist. Ich habe Ihnen also nichts anzubieten zum Tausch für meinen Sohn.«

»Still, ich rede! Er wird sich sicher wieder melden. Keine Polizei, hören Sie! Wenn ich merke, daß Sie mit der Polizei zusammenarbeiten, kriegen Sie Ihren Jungen nicht lebend zurück!«

»Aber die Polizei weiß doch längst von der Sache! Ich kann. . .«

»Ich weiß. Aber Sie brechen den Kontakt jetzt ab, verstanden? Wenn wir was Neues vereinbaren, behalten Sie's für sich! Ich melde mich wieder.«

»Ich verspreche Ihnen, daß ich die Polizei aus dem Spiel lasse. Aber da ist ein Problem. Meine Frau ist weg, weil ich um sie und das andere Kind Angst habe. Ich denke, das verstehen Sie. Ich bin also alleine. Wenn ich nun keine Polizei dabeihaben darf – ich kann nicht den ganzen Tag am Telefon sitzen.«

»Ist nicht nötig. Sie brauchen ja sicher auch einige Zeit, um 'rauszukriegen, wo Mecki ist. Also bemühen Sie sich im Interesse Ihres Jungen. Ich rufe heute abend um acht wieder an.«

Das Gespräch war beendet.

Rolf begann ein wenig aufzuräumen, was in der Eile des Aufbruchs liegengeblieben war. Aber er war nicht recht bei der Sache. Verzweifelt überlegte er, wie er nun weiter handeln sollte.

Etwa zehn Minuten später klingelte das Telefon erneut. Es war Markus.

»Ich habe schon mehrmals versucht, bei dir anzurufen.«

»Ich habe eben meine Familie weggebracht. Sie ist jetzt bei Verwandten. Ich hatte doch ein bißchen Angst um sie. Wie geht es dir, Markus? Ich habe gehört, was passiert ist. . .«

»Entschuldige, Rolf, hat die Polizei bei dir eine Fangschaltung gelegt?«

»Noch nicht, sie wollen das erst nachher machen.«

»Gut. Du, Rolf, ich muß mit dir reden. Aber gründlich, nicht am Telefon.«

»Können wir uns irgendwo treffen? Ich glaube, es wäre nicht gut, wenn du in meine Wohnung kommst.«

»Wenn du willst, lade ich dich zum Mittagessen ein. Geld habe ich noch. Kennst du ›Toms Imbißstube‹? Da ist es zwar schlicht, aber es ist viel Betrieb, und wir würden nicht auffallen.«

»Okay, ich komme. Sagen wir um halb eins?«

»Schön. Bis dann.«

Rolf setzte sich auf einen Küchenstuhl und überlegte. Dann stand er kurzentschlossen auf und rief Kommissar Enders an. »Hier ist Degemann. Herr Enders, ich bin zwar zurück, aber ich möchte jetzt doch lieber keine Fangschaltung an meinem Telefon installiert haben.«

»Hm«, machte der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung, und fuhr langsam fort: »Wenn das Ihr Wunsch ist, werden wir ihn selbstverständlich respektieren, Herr Degemann. Nur – ich weiß nicht, ob Sie sich da richtig entschieden haben. Natürlich versuchen die Leute, Sie einzuschüchtern. Aber wenn wir nicht versuchen, auf diese Weise an sie heranzukommen. . . Was wollen Sie denen denn anbieten, um Ihr Kind zurückzubekommen? Von Markus Tanner wissen Sie nichts, ganz abgesehen davon, daß Sie den sowieso nicht verraten wollen. . .«

»Naja, vielleicht geben sie Dirk frei, wenn sie von mir nichts erwarten können.«

»So schnell nicht, Herr Degemann. Die werden erst warten, ob Sie mit Tanner wieder Kontakt bekommen. Sie werden Sie mit der Entführung unter Druck setzen, den Kontakt wieder zu suchen.«

»Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich möchte Sie jedenfalls ersuchen, sich hier zurückzuhalten. Bitte verstehen Sie doch! Ich will das Kind nicht gefährden!«

»Wie gesagt, Herr Degemann, ich respektiere das. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Ihre Entscheidung für falsch halte. Übrigens, die Sache mit den Glocken ist nicht sehr vielversprechend. Es gibt doch eine ganze Menge Kirchen mit ähnlichen Tönen.«

»Na, vielleicht ist es ganz gut so. Also dann, Herr Enders: Auf Wiedersehen – später.«

»Denken Sie daran: Wir sind sofort da, wenn Sie uns brauchen!«

»Vielen Dank!«

Rolf sah auf die Uhr. Wenn er nicht mit dem Auto zum Treffen mit Markus fahren wollte, weil das zu bekannt war, mußte er sich jetzt auf den Weg machen.

Er schaute aus dem Fenster auf die Straße, konnte aber niemanden sehen. Trotzdem wählte er den Hinterausgang. Auf der anderen Seite des Hofes ging er von hinten in das gegenüberliegende Haus und trat dann auf die Parallelstraße.

Eilig ging er bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. In der Nähe wartete er, bis die entsprechende Bahn kam. Als sie still stand, rannte er hin und sprang gerade noch rechtzeitig auf, ehe sich die Bahn in Bewegung setzte.

Zwanzig Minuten später stand er vor dem Billiglokal, sah

sich noch einmal um und schlenderte hinein. Drinnen war viel Betrieb. Markus war noch nicht da. Rolf holte sich an der Theke eine Portion Pommes frites mit einer Bratwurst und setzte sich in einen Winkel, von dem aus er die Tür beobachten konnte.

Zehn Minuten später kam Markus herein. Mit einem leichten Nicken gaben die beiden Männer sich zu erkennen, daß sie sich gesehen hatten. Markus holte sich auch etwas zu essen und setzte sich zu Rolf an den Tisch.

»Ich freue mich, daß ich dich gesund wiedersehe, Markus. Das heißt, es hat allerdings auch einen Nachteil, daß ich dich gesehen haben, denn jetzt kann ich nicht mehr sagen, ich wüßte nichts von dir.«

Markus nickte. »Daran hab' ich auch schon gedacht. Ich könnte ja einfach wieder verschwinden. Aber das habe ich nicht vor. Ich will mich den Leuten stellen.«

»Nein, nein!« widersprach Rolf heftig. »Tu das nicht! Sie bringen dich um! Nach dem, was inzwischen passiert ist, bin ich überzeugt davon.«

»Hör' mir mal zu, Rolf, in aller Ruhe. Ich habe inzwischen viel nachgedacht. In der Nacht noch und heute in der Bahn. Ich bin übrigens mit Giselas Fahrrad zum nächsten Bahnhof gefahren und mit dem Zug hierher. Ich hab' sie dann angerufen, daß das Fahrrad am Bahnhof steht.«

»Dann hast du gar nicht geschlafen?«

»Im Zug ein bißchen. Aber das macht nichts. Ich hätte sowieso nicht schlafen können. Weißt du, früher hätte mir das kaum was ausgemacht, wenn andere meinetwegen leiden müssen oder in Gefahr geraten. Aber ich kann so nicht mehr denken. Mir steht immer vor Augen, was ihr für mich getan habt, du und Klaus und Gisela. Ich habe das einfach hingenommen. Das würde ich auch weiter gern tun, wenn

ihr weiter mit mir Geduld habt. Aber es gibt eine Grenze. Ich kann es nicht stillschweigend hinnehmen, daß dein Kind in Gefahr ist. Es geht einfach nicht. Es geht nicht!«

Rolf merkte seinem Gegenüber an, wie ihn diese Gedanken bewegten. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Markus, ich freue mich, daß du so sprichst. Es zeigt mir, daß Gott an dir arbeitet.«

Markus sah auf. »Gott? Also ehrlich gesagt, an Gott denke ich dabei nicht. Oder nicht viel. Es ist das Gewissen, verstehst du?«

»Du denkst vielleicht noch nicht an Gott, aber er an dich. Doch reden wir zunächst vom Praktischen. Willst du dich etwa freiwillig umbringen lassen?«

»Von wollen kann keine Rede sein. Aber was soll ich sonst machen? Ich bin natürlich auch bereit, mich der Polizei zu stellen, aber das nützt dir dann nichts. Nein, nein, es gibt keinen anderen Weg. Ich bin nur erst zu dir gekommen, um alles mit dir zu besprechen. Denn es wäre natürlich dumm, wenn ich mich ihnen einfach stelle, ohne daß du sicher bist, daß du deinen Sohn freibekommst.«

Rolf schwieg eine Weile. Die Bratwurst wurde kalt. »Ich hab' noch zwei Eisen im Feuer. Das eine ist, daß die Polizei vielleicht den Ort findet, wo Dirk versteckt wird. Er hat mir am Telefon die Töne von Kirchenglocken angegeben, die in seinem Gefängnis zu hören sind. Der Kommissar sagte mir zwar, die Chance ist nicht sehr groß, dadurch auf die Spur zu kommen, aber immerhin, es ist wohl nicht ganz unmöglich.«

»Das heißt, ich sollte noch warten?«

»Warten, aber nicht untätig. Ich habe da noch einen Gedanken, wie wir vielleicht der Organisation auf die Spur kommen können. Wenn ich irgendein wichtiges Geheimnis 'rauskriege, kann ich sie damit zwingen, Dirk freizugeben.«

»Na, da bin ich aber skeptisch!«

»Das wäre so eine Art Ersatz für dich. Statt daß ich dich für Dirk ausliefere, stelle ich ihnen dann meine Kenntnisse zur Verfügung. Aber das setzt voraus, daß du mir hilfst.«

»Würde ich gerne tun. Aber ich hab' dir doch schon gesagt, daß ich selber fast keine Geheimnisse kenne, die man da verwerten könnte. Das Wertvollste wären drei Adressen in der Türkei und zwei in Syrien.«

»Das können wir vielleicht mit verwerten. Aber ich denke an etwas anderes. Könnten wir nicht einen Autodiebstahl vortäuschen und auf diese Weise den Leuten auf die Spur kommen? Wenn wir einen Wagen da hinstellen, wo die gestohlenen Autos immer abgestellt werden, warten, bis er abgeholt wird, und dann hinterherfahren. . .«

In diesem Augenblick kam ein Mann in abgerissener Kleidung an ihren Tisch.

»Hallo, Rolf! Schön, daß ich dich mal wiedersehe! Mensch, wie lange ist das her!«

»Entschuldigung, ich kann mich nicht mehr genau erinnern. . .«

»Harald bin ich! Weißt du nicht mehr? Ich hab' mal ziemlich besoffen im Straßengraben gelegen, da haben sie mich in eure Teestube gebracht. Du hast mich wieder aufgepeppelt, hast mir zu Essen gegeben und so. . .«

»Ach ja, ich erinnere mich! Grüß dich, Harald! Hast du denn jetzt Arbeit?«

»Na, und ob! Ich bin Lagerverwalter bei ›Zahn und Siebert‹. Also, natürlich hab' ich nicht die ganze Verantwortung, aber ich helfe da einem. Wird nicht schlecht bezahlt.«

Markus wandte sich leise an Rolf. »Entschuldige, wenn ich unterbreche, aber es wird mir hier zu mulmig. Ich rufe dich später an.«

»Gut, und denk über meinen Plan nach!«

»Okay.« Schnell war er im allgemeinen Gewühl verschwunden.

Die Frau trat vor die Tür und schüttete die Zigarettenasche von ihrer Untertasse auf den Hof.

Als sie aufblickte, sah sie drüben bei den alten Wohnhäusern zwei Polizisten stehen. Wenn es zivil gekleidete Männer gewesen wären, hätte sie sie wohl kaum registriert. Aber Menschen wie ihr fallen Polizisten sofort ins Auge. Sie hatte da einige einschlägige Erfahrungen.

Die alte Frau, die bei den Polizisten stand, wies mit dem Arm in ihre Richtung.

Das war der Freundin des Gangsters unheimlich. Sie zog sich in ihre Wohnung zurück und blickte durchs Fenster. Die Polizisten kamen heran, besahen das Gelände gründlich von allen Seiten, kamen dann zum Haupteingang und klopfen. Eine Klingel gab es nicht.

Die Frau überlegte, ob sie einfach nicht öffnen sollte, besann sich dann aber doch eines Besseren.

»Guten Tag«, schnarrte sie und bemühte sich um einen freundlichen Ton.

»Guten Tag, Frau. . .« Da ihm die Bewohnerin nicht mit ihrem Namen half, suchte der Polizist auf dem winzigen Schildchen neben der Tür. » . . . Frau Sewald.«

»Sewald haben früher hier gewohnt. Ich heiße Schwarz, so wie mein Haar. . .« Sie mußte das wohl lustig finden, denn sie lächelte dazu, wenn auch etwas verlegen. Die beiden Polizisten rangen sich auch ein Schmunzeln ab. »Maria Schwarz.«

»Frau Schwarz, wegen einer Entführung eines Kindes suchen wir hier in der weiteren Umgebung der Kirche nach

leerstehenden Kellerräumen, die sich vielleicht als Versteck eignen – und zugleich als Gefängnis. Man hat uns gesagt, daß dies ein ziemlich verfallenes und ungenutztes Gebäude ist. Gibt es da vielleicht Keller, die infrage kommen könnten?»

»Äh, nein, sicher nicht, ganz bestimmt nicht.«

»Da sind aber eine Menge Kellerfenster zu sehen. Nutzen Sie die Räume?«

»Nein. Das heißt doch, natürlich.«

Die seltsam wirren Auskünfte machten die Beamten stutzig. Besonders der Erfahrenere der beiden versuchte sich behutsam vorzutasten.

»Wäre es wohl möglich, daß jemand einen der Kellerräume nutzt, ohne daß Sie es merken?«

»Äh, nein, das kann eigentlich nicht sein.«

»Dürfen wir den Keller mal sehen?«

»Also, da ist eigentlich gar nichts zu sehen. Es sind nur – naja, eben so Keller.«

Der ältere Beamte vermutete, daß die Frau noch nicht viel von richterlichen Hausdurchsuchungsbefehlen und ähnlichen juristischen Feinheiten gehört hatte. »Macht nichts!« sagte er freundlich und setzte das breiteste Lächeln auf, dessen er fähig war. »Wenn wir umsonst in den Keller steigen, haben wir uns wenigstens mal ein bißchen abgekühlt bei der Hitze.« Dabei zwängte er sich an ihr vorbei in den Hausflur.

Die Frau versuchte, die beiden mit Reden aufzuhalten. »Eine Entführung, sagen Sie? Wie alt war denn der Junge?«

»Wie kommen Sie denn darauf, daß es ein Junge war?«

»Sagten Sie nicht, es wäre ein Junge gewesen?«

»Nein, wir sprachen von einem Kind.«

»Aha, so, wie alt war es denn, das Kind?«

»Es ist ein Junge, und er ist elf.«

Die Frau überlegte verzweifelt nach weiteren Fragen, um die beiden von der Kellertreppe fernzuhalten. »Äh, entführt, sagten Sie? Aber warum denn? Ich meine, wollen sie Geld erpressen?«

»Sie drohen ihn umzubringen, wenn sein Vater nicht einen anderen ans Messer liefert. Es sind kaltblütige Mörder, die auch vor einem Mord an einem unschuldigen Kind nicht zurückschrecken.«

Man sah, wie die Frau etwas bleicher wurde. »Mord? Wie schrecklich! Äh. . . kann es nicht sein, daß es sich nur darum handelt, jemand – na, eben zu erpressen? Aber wenn der nicht zahlt, dann lassen sie den Jungen auch wieder frei.«

»Wir kennen die Bande, Frau Schwarz. Das sind rücksichtslose Killer.«

»Also das. . . das. . .«

Der ältere Beamte winkte seinem Kollegen, sich den Keller anzusehen, und wandte sich wieder der Frau zu. »Frau Schwarz«, begann er in sehr liebevollem Ton. »Ich habe den Eindruck, Sie wissen mehr von der Sache, als sie uns glauben machen wollen. Das wäre nicht gut für Sie, wenn Sie an einem Mord beteiligt wären. Sicher wollen Sie das auch gar nicht.«

»Nein, nein!«

»Na, sehen Sie. Sagen Sie uns, was Sie wissen, damit wir das Schlimmste möglichst verhindern können! Kommen Sie, wir gehen in die Küche und setzen uns.«

Die Frau nickte und ging voran. Sie ließ sich auf das uralte Sofa fallen und steckte sich eine Zigarette an.

Der zweite Beamte kam herauf und berichtete: »Es gibt da einen Kellerraum, der verriegelt werden kann und in dem ein Bett steht.«

Der Ältere nickte. Mild lächelnd kam er der Frau zu Hilfe: »Ich bin überzeugt, Frau Schwarz, Sie wußten nicht, wie gefährlich die Gangster sind. Man hat Ihnen vorgemacht, es ginge nur um eine harmlose Sache.«

»Genau, so war's!« Maria Schwarz griff begierig nach ihrer Chance. »Sie haben mich belogen. Auch mit dem Geld. Aber als der Kerl hier war, hab' ich erst gemerkt, was das für'n gemeiner Hund ist. Sie hätten mal sehen sollen, wie der mich behandelt hat!«

»Was für ein Kerl?«

»Ich kenne ihn nicht. Erich hat ihn mitgebracht. Erich ist mein Freund. Der Kerl hat das alles ausgedacht. Er wollte Erich dann Geld geben, wenn wir den Jungen so lange hier festhalten. Ich hab' ihn aber gut behandelt! Das wird er Ihnen bestätigen. Er hat ordentlich zu essen gekriegt, und überhaupt. . .«

»Wo ist er denn jetzt?«

»Der Kerl hat ihn mitgenommen. Im Kofferraum seines Autos. Es war ein hellblauer Volvo. Ich kann Ihnen sogar das Kennzeichen sagen. Moment mal, ich hab' es irgendwo aufgeschrieben. . .«

»Und Ihr Freund Erich, was hat der mit der Sache zu tun?«

»Naja, er hat eben. . . ich weiß auch nicht. Aber ich bin sicher, daß er auch nicht wußte, wie schlecht dieser Kerl war. Der hat ja den Erich genauso angebrüllt wie mich. Sie hätten das mal hören sollen! Wie dumme Schuljungen hat er uns behandelt, so von oben herab, der feine Pinkel! Und wie er dann 'rausgekriegt hat, daß wir irgendwas nicht so gemacht haben, wie er's wollte, da hat er uns zur Schnecke gemacht! Also, ich wäre froh, wenn Sie den erwischen. Hier ist die Nummer. Nehmen Sie die Zeitung ruhig mit, ich hab' sie schon gelesen. Da am Rand steht's.«

»Vielen Dank, Frau Schwarz, Sie haben uns sehr geholfen. Das wird sich sicher strafmildernd auswirken.«

»Strafmildernd?«

»Naja, eine Strafe werden Sie wohl kriegen. Schließlich haben Sie bei einer Entführung geholfen. Aber immer noch besser so, als wenn Sie bei einem Mord beteiligt wären. Ach, könnten Sie uns bitte auch noch die Adresse von Erich geben?«

»Nee, nee, also das mache ich nicht. Er will da sicher nicht mit 'reingezogen werden.«

»Er ist schon mit drin. Aber nun gut, lassen wir das! Wir finden ihn auch so. Frau Schwarz, Sie haben uns sehr geholfen!«

Rolf drückte auf den Klingelknopf mit dem Namen Mauer.

»Ja, bitte?« fragte quäkend der Lautsprecher über den Namensschildern.

»Rolf ist hier, Inge. Kann ich mal 'raufkommen?«

»Ach, Rolf! Ja, natürlich!« Der Summer ertönte, und der Diakon öffnete und stieg die Treppe hinauf. Inge stand schon an der Wohnungstür. »Komm 'rein!«

Als sie sich gesetzt hatten, begann Inge: »Ich freue mich, daß du kommst, Rolf. Ich nehme an, daß du uns um Hilfe bitten willst. Nur heraus damit! Ich habe Anke ja versprochen, daß wir gern helfen, wenn wir können. Ich habe nur inzwischen nicht mehr angerufen, weil ich euch nicht auch noch lästig werden wollte.«

»Anke ist mit Ute bei ihren Eltern. Dirk ist immer noch in der Hand dieser Leute. Aber mehr möchte ich jetzt nicht erzählen, nimm's mir nicht übel, Inge. . .«

»Aber natürlich nicht! Also – wie kann ich helfen?« fragte sie.

»Anke hat mir erzählt, daß du dich angeboten hast, und da möchte ich euch gerne um einen Gefallen bitten.«

»Falls es mit Geld zu tun hat – Lösegeld oder so – wir könnten euch auch ein bißchen helfen. Ich weiß, man bittet um so was nicht gern, deshalb wollte ich es anbieten.«

»Das ist sehr lieb, Inge, aber Geld brauche ich nicht, wenigstens vorläufig nicht. Aber etwas anderes. Könnten wir die Autos tauschen? Ich möchte versuchen, diesen Leuten auf die Spur zu kommen. Aber mein alter VW ist einfach zu langsam, und außerdem ist er denen schon bekannt.«

»Selbstverständlich! Kein Problem!«

»Ich denke, es passiert nichts mit eurem Passat. Und wenn doch, würde ich natürlich für alles aufkommen.«

»Mach dir mal darüber keine Sorgen! Ein Problem ist nur, daß Heinz erst in – na, vielleicht zwei bis zweieinhalb Stunden von der Arbeit heimkommt.«

»Das macht nichts. Im Moment brauche ich noch gar nicht das Auto, sondern erst den Schlüssel. Hast du einen Zweit-schlüssel hier?«

Inge erhob sich und zog eine Schublade auf. Sie nahm den Schlüssel heraus und reichte ihn Rolf.

»Danke, Inge! Jetzt hätte ich noch folgende Bitte: Ich lasse meinen VW unten vor der Tür stehen. Hier ist der Schlüssel. Wenn Heinz kommt, seid so gut und fahrt mit beiden Autos zum Park am Ende unserer Straße. Dort laßt ihr den Passat stehen und fahrt mit meinem Käfer wieder zurück«, erklärte Rolf.

»Mensch, Rolf, das ist ja alles richtig unheimlich. Bist du sicher, daß du solche Manöver, wie du sie anscheinend vorhast, nicht lieber der Polizei überlassen solltest?«

»Ich bin bestimmt nicht leichtsinnig.«

»Gut. Also verlaß dich drauf, wir machen alles wie verabredet.«

»Ich danke dir, Inge.« Rolf stand auf.

An der Tür verabschiedeten sie sich. Degemann sagte noch den zwei Kleinen auf Wiedersehen, die neugierig herbeigelaufen kamen, und ging die Treppe hinunter. An der Straßenbahnhaltestelle wartete er auf eine Bahn, die ihn in die Stadtmitte bringen sollte.

Zwanzig Minuten später stand er in der Nähe des Hauptbahnhofs im Büro einer Autovermietung.

»Guten Tag, ich möchte gern einen Wagen mieten.«

»Ja, gern«, sagte die Dame hinter der Theke. »Möchten Sie einen Golf oder lieber einen Kadett?«

»Nein, ich brauche einen – äh – anspruchsvolleren Wagen. Haben Sie einen Mercedes?«

Die Dame betrachtete den Kunden von oben bis unten, von dem karierten offenen Hemd bis zu der zerknitterten Hose mit ausgebeulten Knien, und vergewisserte sich noch einmal: »Einen Mercedes?«

»Ja, bitte, und zwar einen besseren, wenn Sie haben.«

»Wir haben schon«, antwortete spitz die Dame. »Darf ich um Ihren Führerschein bitten?«

Fünf Minuten später waren die Formalitäten erledigt, und Rolf Degemann fuhr mit einem weißen Daimler Benz 280 SE davon. An das Gefängnis seines Käfers gewöhnt, fühlte er sich im Frankfurter Stadtverkehr etwas unsicher. Aber unversehrt brachte er eine gute halbe Stunde später das teure Fahrzeug in der Nähe seiner Wohnung zum Stehen. Zu Fuß ging er nach Hause.

In einem großen und gepflegten Park standen unter einer riesigen Kastanie ein Gartentisch und einige Stühle. Auf

einem der Stühle saß ein gutaussehender Herr um die vierzig mit leicht angegrauten Schläfen und schrieb mit einem vergoldeten Füllfederhalter Notizen an den Rand einer langen Computerliste. Seine deutlich jüngere Frau lag drei Meter entfernt, da, wo schon die Sonne hinschien, und ließ sich bräunen, nur mit einem Bikini bekleidet.

Ein Diener kam eiligen Schrittes aus der prachtvollen Villa herbei. »Herr Dinkel!« rief er schon vorn an den Rhododendronbüschen.

»Johann!« mahnte die Frau im Liegestuhl, obwohl der Diener gar nicht Johann, sondern Detlev hieß, aber sie meinte, der Name passe am besten. »Wie können Sie mich so erschrecken! Können Sie nicht leise sprechen? Außerdem – es ist doch noch gar nicht Zeit für den Tee!«

»Entschuldigen Sie, Frau Dinkel!« Er wußte, daß sie gern mit »gnädige Frau« angedredet wurde, weil das so in den Büchern stand, die sie immer las. Aber es war seine Art, für den »Johann« Rache zu nehmen, daß er das regelmäßig vergaß. »Herr Dinkel, kann ich Sie einen Moment sprechen?«

Der gutaussehende Herr im offenen Hemd stand auf. »Entschuldige, Liebling! Etwas Geschäftliches.« Er ging mit dem Diener aufs Haus zu.

Als sie außer Hörweite der Frau waren, flüsterte der Diener: »Herr Dinkel, es ist etwas mit Ihrem Bruder.«

»Mit meinem Bruder? Was?«

»Ich weiß nicht. Aber Sie haben mir doch mal gesagt, ich soll den Polizeifunk hören, wenn ich in der Küche hantiere. . . «

»Na, na, ich habe gesagt, es wäre vielleicht nützlich. Und wenn du mir einen wichtigen Hinweis geben könntest, solltest du belohnt werden. Was ist?«

»Eben haben sie das Auto Ihres Bruders gesucht.«

»Was –?«

»Ja. Gefahndet wird nach einem hellblauen Volvo, und dann kam unser polizeiliches Kennzeichen.«

»Mist! Was hat das nun wieder zu bedeuten?«

Ein knirschendes Geräusch ließ sie aufblicken. »Da ist er ja!«

Der Volvo kam auf dem Kiesweg um das Haus gefahren und blieb am Hintereingang stehen.

Der graumelierte Herr trat herzu und riß die Tür auf. »Was hast du denn nun wieder angestellt?«

Der jüngere Mann am Steuer blickte erstaunt. »Angestellt?«

»Warum ist die Polizei hinter dir her?«

»Die Polizei? Hinter mir?«

»Detlev hat es im Polizeifunk gehört.«

»Verdammt! Was ist da passiert?«

»Weißt du das denn nicht? Warum bist du jetzt hier hinters Haus gefahren, wenn du nicht das Auto verstecken wolltest?«

Der Jüngere stieg aus. »Weil ich den Jungen im Kofferraum habe. Wo ihn Erich untergebracht hat, das war zu unsicher. Seine Freundin mag ihm ja treu ergeben sein, aber sie ist eine dumme Kuh. . .«

»Verflixt, ich will nichts dergleichen hier im Hause haben! Kاپier das doch endlich! Es muß andere Verstecke geben als ausgerechnet hier!«

»Beruhige dich, ich bringe ihn wieder weg. Es ist ja nur vorübergehend. Aber ich muß erst was Neues suchen.«

Inzwischen war auch Erich auf der anderen Seite ausgestiegen. Detlev mischte sich ein. »Herr Dinkel, das Auto! Sie werden gleich hier sein! Es wundert mich sowieso, daß sie so

lange auf sich warten lassen. Hoffentlich hat das nichts Schlimmes zu bedeuten!«

Der jüngere Mann schlug mit der flachen Hand auf das hellblaue Wagendach. »Wenn ich nur wüßte, was da schiefgegangen ist!«

Sein Bruder erwiderte: »Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst heikle Aufgaben nicht mit deinem eigenen, ordentlich angemeldeten Auto erledigen!«

»Das war doch gar nicht heikel!«

»Ruhe jetzt! Wir müssen überlegen, was zu tun ist.«

Detlev, der Diener, machte den rettenden Vorschlag: »Er muß schnell weg mit dem Auto und es dann als gestohlen melden.« – »Ja«, bestätigte schnell der Hausherr. »Das ist gut. Erich und Detlev, ihr bringt den Jungen auf den Boden. Erich, du bleibst bei ihm, bis du abgelöst wirst. Ich beruhige meine Frau. Da kommt sie schon. Und du bringst den Volvo gleich in die neue Werkstatt. Sie sollen ihn umspritzen, und. . . Na, du weißt schon. Aber mach schnell. Und dann laß dich herbringen. Aber nicht von einem unsrer Leute, sondern vom Taxi. Du weißt, ich will keine Verbindung von den Werkstattleuten zu uns hier. Sag' ihnen auch nicht, daß es dein Auto ist. Und rufe nicht die Polizei an. Das mache ich selbst!«

Schnell drehte er sich um und ging seiner Frau entgegen. »Liebling, laß uns ein paar Schritte durch den Garten machen.«

»Durch den Garten? Warum denn das?« flötete sie.

»Nur so, um uns ein wenig Bewegung zu verschaffen, bevor wir zum Tee gehen.«

Während er sie am Arm nahm und liebevoll-energisch mit sich zog, sagte sie: »Aber das tun wir doch sonst nie! Und warum steht Udos Auto hier hinten?«

»Sie wollen etwas ausladen.«

Da blieb seine Frau stehen. »Liebling, du verheimlichst mir etwas. Was ist los?«

Dinkel kam zu der Überzeugung, daß es besser sei, wenigstens so viel von der Wahrheit preiszugeben, wie sich sowieso nicht verheimlichen ließ, und dies als die ganze Wahrheit auszugeben.

»Ich sag' es dir, Liebling. Aber du mußt mir versprechen, daß du nichts verrätst, falls die Polizei in unser Haus kommen sollte.«

»Die Polizei?«

»Ja, Udo hat irgendeine Dummheit gemacht. Ein Verkehrsunfall mit Fahrerflucht oder so. Vermutlich hat jemand seine Autonummer notiert. Jetzt will er schnell das Auto als gestohlen melden, damit er nachher sagen kann, es war jemand anderes.«

»Wie schrecklich!«

Dinkel sah aus den Augenwinkeln, daß der Volvo davonfuhr. »Entschuldige, Liebling, aber ich muß schnell mal telefonieren. Ich komme dann gleich zum Tee.«

Etwas beleidigt blickte seine Frau ihm nach, wie er ins Haus rannte.

In seinem Arbeitszimmer rief Dinkel die Polizei an. »Ich möchte das Auto meines Bruders als gestohlen melden. . . Dinkel, sein Name ist Udo Dinkel. . . ein hellblauer Volvo. . . Moment bitte.« Er blätterte in seinem Notizbuch und suchte die Nummer. Endlich hatte er sie gefunden und nannte sie dem Beamten.

»Das war so: Mein Bruder ist nach Frankfurt gefahren und hat ein bißchen gefeiert. Naja, ein bißchen zuviel, verstehen Sie? Und weil er wohl etwas zuviel getrunken hatte, hat er mich in der Nacht angerufen, ich sollte ihn abholen. Das hab'

ich dann auch gemacht. Und vorhin wollte er den Wagen abholen – heute morgen hat er erst seinen Rausch ausgeschlafen, und dann hatten wir noch eine geschäftliche Besprechung, so kam er nicht eher dazu. Ja, und da war er nicht mehr da! . . . Ja ich danke Ihnen. . . . Ja, er kommt dann noch selbst vorbei. Auf Wiederhören!«

Als er auflegte, klopfte es. Auf das »Herein« öffnete Detlev. »Ein Herr von der Polizei ist hier und möchte Sie sprechen.«

»Ich lasse bitten.«

Kommissar Enders betrat mit einem Begleiter das Arbeitszimmer. Dinkel stand auf und war die Gastfreundschaft in Person. »Guten Tag, meine Herren. Das ist entweder ein sehr merkwürdiger Zufall, oder Sie können Gedanken lesen. Aber daß Sie so schnell sind, glaube ich nun doch nicht, obwohl ich sonst große Stücke von der Polizei halte. Ich habe nämlich gerade bei der Polizei angerufen, daß uns ein Auto gestohlen wurde, und schon sind Sie da.«

Herr Enders ließ den Wortschwall über sich ergehen und fragte dann sachlich: »Herr Udo Dinkel?«

»Herbert Dinkel! Udo ist mein Bruder.«

»Und Ihr Bruder ist der Besitzer des Volvo. . . .«

». . . der gestohlen worden ist. Richtig.«

»Ist Ihr Bruder nicht da?«

»Nein, er hat in Frankfurt zu tun. Aber ich nehme an, er wird in ein oder zwei Stunden kommen.«

»Und wann wurde das Fahrzeug gestohlen?«

»Wann, das wissen wir nicht. Gemerkt haben wir es vor einer Stunde etwa.«

»Würden Sie mir das bitte schildern?«

»Ich habe es eben am Telefon schon der Polizei mitgeteilt«, sagte Herr Dinkel.

»Sehr schön. Aber ich wüßte gern auch noch die Einzelheiten.«

»Selbstverständlich. Also, die Sache war so« – Dinkels Gehirn arbeitete fieberhaft. Wenn die Polizei solange blieb, bis Udo kam! Dann wußte der gar nicht, was er der Polizei erzählt hatte. Am besten war es, Detlev war dabei und wußte, was gelaufen war. Der konnte dann Udo entweder fernhalten oder heimlich schnell vorher informieren.

»Detlev!« Der Gerufene konnte nicht fern gewesen sein, denn er kam sofort zur Tür herein. »Du kannst den Herren vielleicht bestätigen, daß es so war. Also: Letzte Nacht rief mich mein Bruder aus Frankfurt an, so gegen eins. Er hätte zuviel getrunken und müßte sein Auto stehenlassen. Ich sollte ihn abholen.«

»Hat Sie das nicht geärgert?«

»Nun, ein bißchen schon. Aber Udo weiß, daß ich oft bis spät in die Nacht arbeite, und dachte sich darum, daß ich noch nicht ins Bett gegangen sei. Tatsächlich war ich auch erst kurz vorher ins Schlafzimmer gegangen, hatte aber noch nicht geschlafen.«

»Warum hat Ihr Bruder denn kein Taxi genommen?«

»Das hätte er natürlich auch machen können, da haben Sie recht. Aber vielleicht hat er kein Taxi gekriegt. Ich hab' ihn nicht danach gefragt. Nun also, heute morgen hat er seinen Rausch ausgeschlafen. Dann wollte er noch vor Mittag sein Auto holen – Detlev sollte ihn hinfahren – aber ich hatte mit ihm einiges Wichtiges zu besprechen. Wissen Sie, er arbeitet in meinem Betrieb mit, das heißt, er ist auch zu einem kleinen Teil Gesellschafter.«

»Und als er dann endlich in die Stadt kam, war das Auto weg?«

»Richtig. Detlev hat ihn hingebraht. Das war so etwa vor

einer Stunde. Er mußte dann aber noch einiges in Frankfurt erledigen – wissen Sie, wir haben dort unser Büro – und er rief mich an und erzählte mir, was passiert war. Ich bot ihm dann an, die Polizei zu benachrichtigen, weil er einen wichtigen Termin nicht versäumen durfte, und tat das dann auch – gerade eben, bevor Sie kamen.«

»Was arbeiten Sie, wenn ich mal fragen darf?«

»Wir haben eine internationale Handelsgesellschaft für Maschinen, Werkzeuge, Computer und dergleichen.«

»In welche Länder liefern Sie hauptsächlich?«

»Hauptsächlich in die Türkei und die arabischen Länder.«

»Hm. Gehen die Geschäfte gut?«

»Naja, ich bin zufrieden.«

»Schön. Dann wünsche ich Ihnen auch weiterhin viel Erfolg.«

»Danke!« Während der Kommissar aufstand, fragte Dinkel: »Ach, jetzt haben Sie mir noch gar nicht erklärt, wieso Sie so schnell kamen.«

»Nun, Herr Dinkel, ich wußte von dem Diebstahl nichts. Aber das Auto Ihres Bruders ist im Zusammenhang mit einer strafbaren Handlung beobachtet worden.«

»Was denn für einer strafbaren Handlung?«

»Die muß ja nun wohl dem Dieb angelastet werden.«

Als nach einem höflichen Abschied die beiden in ihr Auto stiegen, sagte der Fahrer zum Kommissar: »Chef, die Sache stinkt!«

»Allerdings, Schäfer. Leider ist der Geruchssinn ein zwar wichtiges, aber allein nicht ausreichendes Organ für unseren Beruf. Man nennt uns zwar Schnüffler, aber wir müssen nicht nur riechen, sondern vor allem sehen.«

»Soll ich das Haus mal ein bißchen beobachten?«

»Darum wollte ich Sie gerade bitten, Schäfer.«

»Ich bin's, Markus.«

»Gut, daß du anrufst, Markus. Ich habe fest damit gerechnet. Ich brauche dich nämlich.«

»Was soll ich tun, Rolf?«

»Paß genau auf! Du kennst den Park, der in der Verlängerung unserer Straße liegt?«

»Kennen ist zu viel gesagt. Aber ich werde ihn schon finden.«

»Am hinteren Ende sind Parkplätze. Da steht ein weißer Mercedes 280 SE. Den sollst du aufbrechen und. . .«

»Aufbrechen?«

»Ja, keine Sorge, ich habe ihn gemietet und selbst da abgestellt. Sollte es zu schwierig sein, 'reinzukommen, ohne daß es auffällt, dann findest du den Schlüssel in der Nähe. Neben dem Parkplatz ist ein Papierkorb, der mit einem verzinkten Stahlgestell in der Erde fest sitzt. Grabe vor diesem Fuß den Sand ein bißchen weg, da liegt der Schlüssel in einem Glas, das einmal zur Aufbewahrung von Babynahrung gedient hat.«

»Ich verstehe immer nur Bahnhof.«

»Hör' nur zu, verstehen kannst du später. Wenn du den Schlüssel brauchst, um in den Mercedes 'reinzukommen, weil andere Maßnahmen – ich weiß ja nicht, wie du das sonst machst – am helllichten Tag zu auffällig wären, dann darfst du aber nicht mit dem Schlüssel fahren. Du mußt die Zündung kurzschließen, damit es nachher wie gestohlen aussieht. Dann fährst du den Wagen zu der Stelle, wo ihr immer die gestohlenen Wagen abgestellt habt, und stellst ihn da hin.«

»Aber was soll. . . Ah, jetzt geht mir ein Licht auf! Du willst warten, bis einer den Wagen abholt, und ihm dann folgen!«

»Genau! Du mußt mir nur einen Punkt beschreiben, wo ich

dich nachher auflesen soll. Ich habe meinen alten VW vorübergehend gegen einen weinroten Passat eingetauscht. Der ist den Gangstern nicht bekannt und ist auch schneller, wenn's drauf ankommt.«

»Ich weiß natürlich nicht, ob die anderen Autoknacker ihre Wagen noch an denselben Stellen deponieren.«

»Es kann sein, daß sie das jetzt geändert haben, wo du ausgestiegen bist. Aber vielleicht auch nicht, und das wäre unsere Chance.«

»Ich muß dann aber noch Signal geben.«

»Was für ein Signal?«

»Immer, wenn ich ein Auto abgestellt habe, mußte ich eine bestimmte Nummer anrufen, einmal klingeln lassen und gleich wieder auflegen. Dasselbe nach genau einer Minute noch mal. Und dann wieder, aber mehrere Male klingeln lassen, je nach dem, an welchem Punkt der Wagen stand.«

»Gut, dann mach das! Und wo soll ich dich abholen?«

»Paß auf, wenn du von der Miquelallee abbiegst, wo es. . .«

»Moment, ich hole mir eben einen Zettel und einen Stift.«

Herbst Dinkel küßte seine Frau, die davon aber kaum Notiz nahm, weil gerade ein spannender Film im Fernsehen lief. »Ich habe noch zu tun, Liebling.«

Als er in sein Arbeitszimmer kam, waren Detlev, der Diener, und Udo, sein Bruder, schon da.

Er setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl, stemmte die Ellenbogen auf die Platte und legte das Kinn auf die gefalteten Hände. Der Blick, mit dem er die beiden der Reihe nach ansah, sagte mehr als viele Worte.

Endlich meinte Udo, die Stille unterbrechen zu müssen: »Wir sitzen ganz schön in der Tinte.«

»Allerdings, und daran bist du nicht unbeteiligt!«

»Fang nicht wieder mit Vorwürfen an! Ich kann mich noch nicht einmal verteidigen, weil ich nicht weiß, warum die Polizei hinter meinem Auto her ist. Außerdem haben andere noch größere Fehler gemacht. Denk' nur an die beiden, die den Mecki haben laufenlassen.«

Detlev wagte einzuwenden: »Vielleicht haben sie ja gar nichts falsch gemacht. Wenn alles stimmt, was sie erzählt haben, dann haben sie eben nur Pech gehabt, oder die anderen waren noch gerissener.«

Udo wartete, ob sein Bruder antworten wollte, aber der dachte nur schweigend nach. Dann meinte der Jüngere: »Vielleicht war es überhaupt ein Fehler, daß wir den Jungen entführt haben.«

Herbert nickte. »Ich glaube, du hast ausnahmsweise recht. Wir haben in dieser Sache überreagiert.«

»Überreagiert? Früher hättest du einfach umlegen lassen. Hier war's nur eine Entführung.«

»Das meine ich ja. Eine Entführung ist zu aufwendig. Hinterläßt zu viele Spuren. Wir hätten gelassener sein sollen, als Mecki ausstieg. Der Verlust war bedauerlich, denn er war unser intelligentester Mann, mit dem ich noch einiges vorhatte. Aber zu ändern war's sowieso nicht. Aus unserm Ärger heraus haben wir unsere Reaktion übertrieben.«

»Nicht aus dem Ärger heraus! Wir mußten – wegen der anderen! Und damit er nichts verrät.«

»Die Werkstatt verlegen, wie wir's ja auch getan haben – hätte vielleicht gereicht.«

»Da fällt mir ein«, unterbrach Detlev, »wir sollten noch die Telefonnummer ändern, an die unsre Autoknacker immer durchgeben, wenn sie einen Wagen abgestellt haben, und wo. Das ist ja die einzige Kontaktstelle.«

»Tu das gleich morgen!« befahl Herbert. »Wenn wir das

alles gemacht haben, müßten wir eigentlich genug gesichert sein. Zumal Mecki wahrscheinlich gar kein Interesse hat, zur Polizei zu gehen.«

»Höchstens anonym, um uns eins auszuwischen«, warf Udo ein.

»Aber wenn er nichts weiß. . .«

»Du siehst das zu rosig. Ich sehe zwei Gründe, weshalb wir Mecki umlegen müssen. Erstens wegen der Kontakte in der Türkei, und zweitens als abschreckendes Beispiel für alle anderen. Wenn sich das 'rumspricht, daß Mecki ungestraft davonkam, sind wir uns bald keines Mitarbeiters mehr sicher.«

»Ja, ja!« Herbert machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. »Wenn wir ihn haben, legen wir ihn um. Aber wir haben ihn nicht. Und es sieht auch nicht so aus, als ob wir ihn bald kriegen würden. Wenn er sich nicht bei diesem Degemann meldet, kann der uns auch nichts verraten. Im Augenblick plagen mich andere Sorgen: Wir haben das Kind hier im Haus, und die Polizei hat irgendwo eine Fährte von uns aufgenommen. Wir wissen nur noch nicht welche. Übrigens: Doppelte Vorsicht bei allen Bewegungen in der Umgebung dieses Hauses! Ich würde mich nicht wundern, wenn die uns beobachten!«

»Chef«, meldete sich der Diener, »ich möchte nochmal auf Degemann zurückkommen. Er ist eine Schlüsselfigur. Wenn wir ihn kleinkriegen, so daß er Mecki verrät, hätten wir nicht nur den, sondern wären auch das Kind los. Und wer weiß, vielleicht gibt die Polente dann auch Ruhe, wenn die Entführung glücklich zu Ende ging.«

Udo warf ein, Ungeduld lag in seiner Stimme: »Aber wenn Degemann doch nichts weiß!«

»Er ist ein zäher Kerl. Das habe ich bei den Telefongesprä-

chen gemerkt. Ich traue ihm durchaus zu, daß er weiß, wo Mecki ist, und so tut, als wüßte er es nicht.«

Herbert meinte: »Das heißt also, wir müssen den Druck erhöhen, ihm ein Ultimatum setzen. Oder ihm ein Tonband mit Schmerzensschreien seines Jungen schicken, oder irgend so was. Laßt euch was einfallen!«

Der Ärger übermannte ihn wieder. »Verflixt nochmal, wir haben die Sache zu lasch gehandhabt! Weil wir dachten, es hilft nicht viel, und vielleicht ist Mecki doch nicht so wichtig, darum haben wir die Sache nicht mit der nötigen Energie vorangetrieben. Und das geht nicht! Entweder macht man es richtig oder gar nicht! Man kann nicht mit halber Kraft kämpfen. Also, wir müssen uns entscheiden: Entweder wir ziehen das durch, auch mit härtesten Mitteln, und das bedeutet, daß wir das Kind auch dann in eine Kiesgrube werfen, wenn wir nicht genau wissen, ob Degemann nur blufft oder wirklich keine Ahnung hat. Oder aber wir setzen seinen Jungen unversehrt vor seiner Haustür ab und vergessen das Ganze.«

»Ich bin für Härte«, sagte Udo.

Detlev nickte. »Ich auch, weil es die einzige gründliche Lösung wäre. Alles andere ist nur halbherzig.«

»Das bedeutet natürlich erhöhten Polizeieinsatz!« gab der Chef zu bedenken. »Kinderleichen sind was für die Presse. Da gehen die Emotionen hoch. Und die Öffentlichkeit setzt die Polizei unter Druck. Wir werden uns auf einiges gefaßt machen müssen.«

»Aber es bringt uns auch mehr Sicherheit. Wahrscheinlich läßt sich ja das Letzte noch vermeiden. Aber einfach aufgeben – nein, das ist nicht unser Stil.«

»Gut«, beschloß der graumelierte, gutaussehende Geschäftsmann die Besprechung. »Dann tut das Nötige!«

Der weinrote Passat stand mit den rechten Rädern auf dem Bürgersteig. Noch weitere Autos standen da, und er fiel nicht weiter auf. Vor und hinter ihm erhoben sich zwei mächtige Linden.

»Meinst du, daß das hier günstig ist?« fragte Rolf. »Wir sehen zwar den Mercedes gut, aber wenn wir folgen wollen, müssen wir erst wenden!«

»Ich hab's mir gut überlegt«, antwortete Markus. »Wir werden nicht wenden, sondern da links in das kleine Nebensträßchen fahren. Der Mercedes wird der Hauptstraße in diesem Bogen folgen. Wenn sie dann da drüben vorbeikommen, können wir uns hinter sie setzen.«

Rolf nickte und starrte weiter auf den weißen Wagen, den Markus weiter vorn auf der gegenüberliegenden Straßenseite abgestellt hatte.

Nach einer Weile brach Markus das Schweigen. »Bist du dir auch klar, wie gefährlich die ganze Sache ist?«

»Ich denke schon. Du solltest vielleicht doch besser nicht mitfahren. . .«

»Ach Rolf, ich sage das doch nicht meinetwegen! Ich bin diese Gefahren gewöhnt. Und es ist ja nun wirklich das mindeste, das ich tun kann. Ich sage das deinetwegen. Wenn zum Beispiel deine Frau wüßte, was du hier tust. . .«

»Die würde sich zu Tode ängstigen. Darum ist es gut, daß sie nicht da ist, denn ich muß das tun. Ich weiß keinen anderen Weg. Übrigens hab' ich meine Frau vorhin angerufen und ihr ein bißchen Mut gemacht und Hoffnung. Vielleicht ein bißchen mehr, als durch die Tatsachen gerechtfertigt ist.«

»Wenn ich nun alleine dem Mercedes folgen würde?« meinte Markus.

»Nein, ich möchte dabeisein. Außerdem ist das die

geringere Gefahr. Das größere Problem ist nachher der Austausch. Und das muß ich ja sowieso selbst machen.«

Überlegend, fast stotternd, sagte der junge Mann: »Ich verstehe nicht, warum du das alles tust! Für mich! Du kennst mich kaum. Ich bin da so reingeschneit in deine Teestube, habe dir nur Unglück gebracht, und du. . . Du könntest es doch viel einfacher haben. Ich habe dir doch angeboten, mich auszuliefern! Du müßtest nicht einmal ein schlechtes Gewissen haben, weil ich es dir ja angeboten habe. Du, das war ehrlich gemeint!«

»Markus, ich. . .«

»Sag' nichts! Ich weiß, es hängt mit deinem Glauben zusammen. Soviel hast du mir schon gesagt, und das haben auch Klaus und Gisela mir erklärt. Na schön. Aber was ich nicht verstehe ist, daß du das kannst. Ich meine, daß du zu solchem Glauben und damit zu diesem selbstlosen Handeln fähig bist – und ich nicht. Obwohl ich eigentlich auch gern so sein möchte.«

Rolf schwieg eine Weile. »Ich fürchte«, begann er schließlich, »du hast etwas ganz Wesentliches am christlichen Glauben nicht begriffen. Das ist allerdings verzeihlich, weil die meisten Leute diese entscheidende Sache nicht verstanden haben. Nämlich, daß nicht gutes oder edles Verhalten das Christsein ausmacht, sondern daß umgekehrt das Christsein erst zu gutem Handeln befähigt.«

Markus lächelte. »Doch, doch, Herr Diakon, das habe ich schon begriffen. Nur – äh – meine Eltern haben mich immer dazu angehalten, mich präzise auszudrücken. Also, ich würde sagen, daß dein Glaube dich zu gutem Handeln nicht befähigt, sondern veranlaßt.«

»Nein, ich meinte wirklich befähigt.«

Markus sah ihn an und sagte nur: »Ach?«

»Ja. Ich könnte das nicht. Ich bin genauso egoistisch wie andere Leute auch. Aber ich bin nicht mehr mein eigener Herr, wenn du verstehst, was ich meine. Jesus beeinflusst mich. Von ihm, von seinem Vorbild wird mein Denken bestimmt. Natürlich nicht immer, oft genug ist. . .«

»Vorbild? Ah, ich verstehe. Ja, da hast du recht. Christus hat sich am Kreuz geopfert, nicht wahr? So ganz ahnungslos, wie du vielleicht denkst, bin ich nicht. Er wurde stellvertretend für die Menschen bestraft, sozusagen. Hm. Irgendwie ähnlich dem, was du gerade tust.«

Rolf machte eine ärgerliche Handbewegung. »Unsinn! Das kann man gar nicht vergleichen. Überhaupt – Vorbild ist vielleicht auch ein mißverständliches Wort. Ich tue das ja nicht, weil Jesus es getan hat und ich nun möglichst ähnlich handeln will. Als Jesus sich für uns Menschen am Kreuz geopfert hat, da hat er uns nicht nur gezeigt, wie wir handeln sollen. Das kriegten wir ja doch nicht hin.«

»Sondern?«

»Er hat uns verändert. Er hat die Schuld von uns genommen und uns zu neuen Menschen gemacht. Und so – ach Mann, predigen ist nicht meine Stärke, sonst wäre ich wahrscheinlich Missionar geworden und nicht Diakon und Sozialarbeiter.«

»Was für ein Glück für mich. Aber schon gut, du brauchst nicht weiter zu predigen. Ich glaube, ich fange an zu verstehen.«

Einige Zeit schwiegen sie. Dann hakte Markus noch einmal nach: »Entschuldige, Rolf, wenn ich noch mal darauf komme. Aber das ist mir ungeheuer wichtig, was du eben gesagt hast –«

»Da ist doch nichts zu entschuldigen!«

»Na, ich denke, du hast jetzt Probleme genug, die deine

Gedanken beschäftigen. Da ist es dir vielleicht lästig, wenn ich dauernd mit meinen Fragen komme, und so...«

»Weißt du, Markus, das, worüber du gerne sprechen möchtest, ist ja das einzige, was mir hilft, diese Situation durchzustehen. Es ist mir also alles andere als lästig, mich damit zu befassen. Im Gegenteil, es ist mir keine Last, sondern macht meine Last leichter.«

»Hm, versteh' ich.«

»Also – was war deine Frage?«

»Eigentlich keine richtige Frage. Ich weiß gar nicht, wie ich's als Frage formulieren soll. Weißt du, ich hab' das im großen und ganzen durchaus verstanden, wie das mit der Stellvertretung ist. Aber das geht ja doch sicher nicht automatisch. Ich meine, ich kann mir kaum vorstellen, daß Gott über alle Morde und den Drogenhandel und so stillschweigend hinweggeht, nur weil Jesus stellvertretend für alle Sünden gestorben ist.«

»Nein, es gehört schon der Glaube dazu.«

»Ja, aber wie macht man das? Ich meine...«

Rolf lächelte ein wenig, obwohl ihm eigentlich nicht danach zumute war. »Na, wenn nun mein Dirk stellvertretend für dich in der Hand der Bande ist – was kannst du dann tun, damit es dir etwas nützt?«

»Nichts. Jedenfalls fällt mir nichts Richtiges ein.«

»Es ist sogar wichtig, daß du nicht denkst, du müßtest auch noch was tun. Du kannst es nur annehmen. Und genauso kannst du die Stellvertretung durch Jesus nur annehmen. Der Vergleich hinkt natürlich. Aber du weißt schon, was ich meine: Nur ja dazu sagen. Punkt. Du kannst dich dann allerdings auch dafür bedanken.«

»Hm.« Markus nickte und fiel wieder in schweigendes Nachdenken.

»Da!«

Rolf sah es zuerst, daß ein Mann in olivgrüner Windjacke zweimal am Mercedes vorbei die Straße entlangging und sich dabei möglichst unauffällig, aber doch erkennbar umsah.

»Den kenne ich!« flüsterte Markus. »Das heißt, kennen ist zuviel gesagt, aber ich habe ihn schon einmal gesehen.«

Rolf startete den Motor, als der Mann weiter weg war. Es dauerte nicht lange, da kam er zurück. Jetzt war es soweit. Innerhalb von wenigen Sekunden saß er in dem weißen Wagen, startete und fuhr davon.

Rolf wartete, bis er bei ihnen vorbei war. Dann fuhr er in die Seitenstraße, die nach einigen Winkeln und Abzweigungen wieder auf die Hauptstraße führte. Am Stoppschild wartete er. Tatsächlich, der weiße Mercedes kam die Hauptstraße herunter. Als er vorbeigefahren war, nahm Rolf die Verfolgung auf.

Es ging eine Weile durch den Frankfurter Stadtverkehr, was es wegen der Ampeln schwierig machte, den Anschluß nicht zu verlieren.

Sie kamen auf eine verkehrsreiche Straße. Ein großer gelber Bus schob sich zwischen Verfolger und Verfolgte.

»Oh, Mann!« stöhnte Rolf. Er versuchte möglichst weit nach links zu fahren, um den Mercedes sehen zu können. Aber da war eine weiße durchgezogene Linie. Als der erste entgegenkommende Wagen heftig hupte, lenkte er wieder auf die Mitte seines Fahrstreifens zurück. Schweiß stand ihm auf der Stirn.

»Fahr' ganz nach rechts!« forderte Markus ihn auf. »Vielleicht kann ich ihn hier drüben sehen.« Er saß vor Aufregung ganz nach vorn gebeugt. Jetzt kurbelte er das Seitenfenster herunter und streckte den Kopf hinaus. »Er ist noch da vorn!«

Nach einigen Minuten fuhr der Bus in eine Haltebucht. Sie hatten wieder freie Sicht. Gerade rechtzeitig, denn jetzt konnten sie sehen, daß der Mercedes blinkte und sich links einordnete.

»Fahr' nicht hier links!« rief Markus. »In diesem kleinen Sträßchen, da merkt er, daß er verfolgt wird. Da vorne kann man auch abbiegen.«

»Hoffentlich machen wir's nicht verkehrt«, preßte Rolf zwischen den Zähnen hervor, als er an dem weißen Wagen rechts vorbeifuhr, und sich bei der nächsten Gelegenheit auch links einordnete. »Behalte ihn im Auge!«

Als der Gegenverkehr eine Lücke ließ, fuhren sie in die Seitenstraße.

Nach einigem aufgeregten Kurven durch verschiedene Gäßchen blieb Rolf vor einer Einbahnstraße stehen. »Dahinten muß die Straße sein, in die er gefahren ist!«

»Stimmt. Und es eilt.«

Kurz entschlossen schob Rolf den Gang 'rein, gab Gas und fuhr in der verbotenen Richtung durch die Einbahnstraße.

An ihrem Ende blieb er stehen. Ein Blick nach links – der verfolgte Wagen war nicht zu sehen. »Er ist schon durch!«

Mit deutlich zu hoher Geschwindigkeit fuhren sie nach rechts.

Da – hinter einer Kurve sahen sie das weiße Auto wieder vor sich auftauchen. Rolf atmete hörbar aus.

»Ich könnte den Mercedes nicht bezahlen, wenn ich ihn nicht wiederkriege.«

Markus nickte. »Aber ich glaube, es war richtig, daß du es versucht hast.«

Plötzlich fiel ihm etwas ein: »Mensch, der ist doch gegen Diebstahl versichert! Und gestohlen ist er doch!«

Rolf schüttelte lächelnd den Kopf. »Soll ich zum Autover-

leih gehen und sagen, er ist mir gestohlen worden, wenn ich ihn selbst absichtlich habe stehlen lassen?«

»Natürlich! Die wissen doch nicht. . .« Er sah plötzlich Rolf ins Gesicht. »Ach so, entschuldige! Deine Ehrlichkeit. Ich muß mich daran erst gewöhnen. Mensch, das macht aber alles viel komplizierter!«

Rolf gab gerade Gas und fuhr über eine Kreuzung, als das Licht eben von Gelb auf Rot umsprang.

»Das war knapp!« stöhnte er.

»Er scheint nicht mit einer Verfolgung zu rechnen. Sonst würde er schneller fahren.«

»Ich hab' leider überhaupt keine Übung in so was.«

»Machst es aber ganz gut.«

Jetzt wurde der Verkehr schwächer. Rolf blieb etwas weiter zurück. Markus verfolgte ihren Weg mit dem Bleistift auf einer Straßenkarte.

In einem östlichen Außenbezirk Frankfurts – die Gebäude wirkten hier eher kleinstädtisch – bog der Mercedes in ein Gewirr von Nebenstraßen ein. Markus kam kaum nach, die Straßenschilder zu lesen und auf der Karte die entsprechenden Striche zu machen.

»Stopp! Er bleibt stehen!«

Rolf hatte es schon bemerkt und hielt ebenfalls an. Sie standen jetzt etwa sechzig Meter hinter dem verfolgten Fahrzeug und konnten beobachten, wie der Mann ausstieg, an eins der Fenster des heruntergekommenen Wohnhauses trat und mehrmals an die Scheibe klopfte. Dann stieg er wieder ein und fuhr an der nächsten Kreuzung nach rechts. Die beiden folgten. Jetzt bog der andere noch einmal nach rechts ab, in die Parallelstraße zu der, in der sie eben standen. Zwischen beiden Straßen mußte das Gelände der Autodiebe liegen. Man konnte aber nichts sehen, weil auf dieser Seite

eine hohe Mauer das Grundstück zur Straße hin abschloß.

Der Mercedes verlangsamte seine Fahrt. Als sich wie von Geisterhand ein großes Schiebetor in der Mauer öffnete, fuhr er hinein. Sofort schloß sich das Tor wieder mit einem rumpelnden Geräusch.

Rolf sah sich um. »Hier gehen immer mal Leute. Ich fürchte, wenn wir an der Mauer eine Spitzbubenleiter machen, fallen wir auf.«

»Fahr' doch mal ein Stück weiter!«

Rolf fuhr langsam los. »Halt mal!« An der linken Straßenseite stand ein Rohbau. »Von da oben können wir sicher über die Mauer sehen. Da arbeitet niemand. Es ist längst Feierabend.«

Rolf parkte den Wagen. Sie stiegen aus und gingen hinüber. Das Schild »Betreten der Baustelle verboten« übersahen sie geflissentlich. Eine rohe Betontreppe führte sie in den zweiten Stock. Da stand eine Leiter, die es ihnen ermöglichte, auch noch in das Dachgeschoß hinaufzusteigen.

Zwei kleine Giebel Fenster boten ihnen einen großartigen Ausblick auf das Gelände hinter der Mauer auf der anderen Straßenseite.

Was sie da sahen, enttäuschte sie zunächst. Offenbar handelte es sich hier um einen Bauhof. Ein Bagger und mehrere Raupenfahrzeuge standen da. In einer Ecke waren Sand- und Kieshaufen in Sektoren zwischen Holzwänden um einen Kran aufgeschüttet. Weiter drüben waren Hohlblocksteine aufgestapelt.

»Hier scheint es nicht zu sein«, murmelte Markus.

»Aber wo ist der Mercedes? Wir haben ihn doch 'reinfahren sehen.«

»Wahrscheinlich hinter einem der großen Tore da hinten.«

»Hm. Weißt du, was mich wundert? Daß kein Schild außen

dran ist. Entweder ist die Baufirma echt, dann sollte sie ein Schild haben. Oder sie dient nur der Tarnung, dann sollte sie erst recht ein Schild haben.«

Markus überlegte. »Laß uns doch mal um den Block fahren. Irgendwo muß doch was zu finden sein.«

Sie stiegen wieder hinunter, verließen das Gelände, klopfen sich den Staub von den Kleidern und stiegen in den Passat. Langsam fuhren sie um das Areal herum. Es stellte sich heraus, daß es an drei Seiten von der Mauer und an der vierten von einer Reihe Wohnhäuser begrenzt war, in der Mitte das Haus, an dessen Fenster der Fahrer geklopft hatte.

Rolf hielt an. »Ich klingele mal hier irgendwo. Bleib du am besten im Auto. Du könntest eher bekannt sein, falls in dem Haus zufällig welche von der Bande wohnen.«

Er klingelte an der Tür des ersten Hauses in der Reihe. Nach einiger Zeit kam jemand durch den Flur geschlurft und öffnete die Tür einen Spalt breit. Eine Vorlegekette verhinderte ein weiteres Öffnen.

»Guten Abend«, grüßte Rolf und lächelte gewinnend durch den Türspalt, wo sich ein mürrisches, älteres Frauengesicht ein wenig aufhellte. »Entschuldigen Sie die Störung. Können Sie mir sagen, wem das Gelände da hinter Ihrem Haus gehört?«

»Wollen Sie's mieten? Da kommen Sie zu spät, junger Mann. Die ganze Zeit haben die Hallen leergestanden, aber gestern sind neue Mieter eingezogen.«

»Neue Mieter?«

»Ja. Der Hof war ja schon lange vermietet. An 'ne Baufirma. Aber mit den Hallen konnten die nichts anfangen. Darum haben die leergestanden, seit – ja, seit die damals pleite gegangen sind. Das sind jetzt schon, na, mindestens zwei Jahre her.«

»Aha. Und die neuen Mieter der Hallen? Wissen Sie was darüber?«

»Nee. Anscheinend richten sie erst alles her. Und zwar mit Hochdruck. Sogar nachts arbeiten sie. Ich weiß das nur, weil immer das Licht brennt. Hören tu ich kaum was. Darum stört's mich auch nicht weiter, wenn sie nachts arbeiten. Aber komisch find' ich's schon. Sie nicht?«

»Sehr komisch, ja. Na, vielen Dank für die Auskunft.«

Das Gesicht verschwand, Rolf ging zum Wagen zurück und sagte, während er sich hineinschwang: »Ich glaube, wir haben's. Jetzt ab nach Hause! Ich habe noch viel zu tun.«

»Hören Sie genau zu!« herrschte Detlev ins Telefon, in einem Tonfall, der gar nicht zu einem Diener paßte. »Sie gehen jetzt an die Telefonzelle am Ende Ihrer Straße. In zehn Minuten werden Sie da angerufen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte er auf.

Dann erhob er sich aus dem Schreibtischsessel seines Chefs, nahm sich ein belegtes Brot von dem Teller, der vor ihm stand, und begann zu kauen. Er trug den Teller und eine Flasche aus dem Zimmer, nicht ohne sich vorher im Flur umzuschauen. Er stieg zwei Treppen hinauf und stand vor einer Holztür, die sich auf ein bestimmtes Klopfszeichen hin öffnete.

»Hier, Erich, was zu essen für euch beide«, sagte er leise. »Geht's gut?«

»Ich rede mit ihm. Dann heult er wenigstens nicht. Ich kann dir sagen, das ist ein saublöder Job.«

»Stell' dich nicht so an. Wirst ja auch gut bezahlt.«

»Was ist denn mit schlafen?«

»Du mußt wach bleiben. Vielleicht gibt's diese Nacht schon eine Lösung. Wenn nicht, komme ich irgendwann in

der Nacht und löse dich ab. Und daß er mir ja nicht schreit!«

»Ich hab' ihm gesagt, sobald er Lärm macht, klebe ich ihm den Mund wieder zu. Der wird sich hüten!«

»Okay.«

Detlev warf noch einen kontrollierenden Blick durch die Tür. Der Dachboden war zwar staubig, aber einigermaßen ordentlich aufgeräumt. In der Mitte saß der Junge auf dem Fußboden, angelehnt und zugleich angebunden an einen senkrechten Holzbalken.

Dann ging er die Treppe hinunter, und Erich schloß die Tür hinter ihm.

Unten angekommen klopfte Detlev an die Wohnzimmer-tür. Sein Chef kam selbst heraus.

»Ich hab' ihn erreicht, Chef. In ein paar Minuten rufe ich in der Telefonzelle an. Wollen Sie dabei sein?«

»Ja. Geh' schon mal, ich komme gleich.«

Der Diener ging ins Arbeitszimmer, und bald darauf kamen die Brüder Dinkel nach.

»Wollen Sie selbst?« fragte Detlev und zeigte auf das Telefon. Der Hausherr schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Es reicht, wenn er die Stimme von einem hört. Aber schalte den Lautsprecher an!«

Detlev legte einen Hebel um, der es den beiden anderen ermöglichte, das Gespräch mitzuhören. Dann wählte er.

»Degemann.« Die Stimme aus dem Lautsprecher klang aufgeregt, aber fest.

»Ich hoffe, Sie haben eine gute Nachricht für uns. Denn das wäre auch eine gute Nachricht für Sie.«

»Wo Markus ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber etwas anderes kann ich Ihnen sagen: Wo Ihre Werkstatt ist. Nämlich in der Wilhelm-Hegel-Straße. Ich weiß noch mehr über Ihre sauberen Geschäfte. Zum Beispiel, daß Sie gestern

abend einen weißen Mercedes 280 SE gestohlen haben. Soll ich Ihnen das polizeiliche Kennzeichen geben? Ach nein, besser die Fahrgestellnummer: 9428. . .«

»Aber hören Sie. . .«

»Ihre Adressen in der Türkei weiß ich natürlich auch, und die in Syrien.«

»Ich denke, Markus ist nicht da? Also ist er doch da! Sie wissen, wo er ist! Er hat Ihnen die Adressen verraten! Also werden Sie mir sofort. . .«

»Ich werde Ihnen nichts sagen. Aber ich werde alles, was ich weiß, der Polizei sagen, wenn ich mein Kind nicht bis spätestens zehn Uhr zurückhabe.«

Aus dem Lautsprecher kamen nur noch die Straßengeräusche, die am anderen Ende der Leitung in die Telefonzelle drangen.

Die drei Männer sahen sich ratlos an.

Nach einer Weile begann der Diener von neuem, und seine Frage wirkte etwas hilflos. »Aber Mecki kennt doch gar nicht unsere Werkstatt!«

»Natürlich nicht, Sie haben Sie ja auch erst gestern eingerichtet. Die ganze Nacht haben Sie gearbeitet. Gut, daß die Leute von der Baufirma die Hallen nicht mitgemietet hatten. Nein, nein, von Markus weiß ich das nicht.«

»Und diese Sache mit dem Mercedes. . .«

»Noch etwas: Wenn ich sehe, daß Sie mich hinhalten wollen und inzwischen erneut schnell Ihre Werkstatt verschwinden lassen, werde ich die Sache beschleunigen.«

»Wenn. . . wenn Sie zur Polizei gehen, wird Ihr Kind es nicht überleben.«

»Sie werden auch nicht davonkommen. Also ist es für beide Seiten besser, wir tauschen. Sie geben mir den Jungen, und ich schweige.«

»Ich. . . ich rufe gleich noch mal an.«

»Aber bitte in meiner Wohnung. Ich habe keine Lust, hier draußen zu stehen und zu warten. Eine Fangschaltung gibt es nicht. Ich habe mich strikt an die Abmachung gehalten und die Polizei aus der Sache 'rausgehalten.«

Detlev sah seinen Chef an. Der nickte.

»Okay. In einer Viertelstunde.«

»Und noch etwas sollten Sie wissen: Alles, was ich Ihnen jetzt erzählt habe, und noch einiges mehr, habe ich sorgfältig aufgeschrieben und in einem geschlossenen Umschlag bei einem Rechtsanwalt hinterlegt mit dem Auftrag, alles sofort der Polizei zu übergeben, wenn ich mich nicht täglich zu einer bestimmten Zeit bei ihm melde.«

Detlev wollte etwas antworten, wußte aber nicht was. Nach einer Sekunde des Zögerns legte er einfach auf.

»Verdammter Mist!« Die Bemerkung kam von Udo Dinkel. Dann herrschte wieder Schweigen.

Schließlich sagte der Chef langsam: »Wir müssen nüchtern überlegen. Die erste Frage: Woher weiß er das? Das könnte uns eigentlich egal sein, wenn da nicht das Problem wäre: Wenn er nichts verrät, kann immer noch der quatschen, von dem er es weiß.«

Udo meinte: »Vielleicht hat er es selbst gefunden. Ich dachte eben, während er sprach: Er hat nur von dem Mercedes geredet. Vielleicht hat er durch den zur Werkstatt gefunden.«

»Aber wie? Durch Mecki wußte er, wo die Autos abgestellt werden! Verflixt! Wir hätten das ändern müssen!«

Detlev nahm den Hörer ab und wählte eine Nummer.

»Krüger!« meldete sich eine fett klingende Männerstimme.

»Ich bin's. Habt ihr heute abend einen weißen Mercedes 280 SE übernommen?«

»Ja. Warum?«

»Wer hat ihn geholt?«

»Tommi.«

»Hat er gemerkt, ob er verfolgt wurde?«

»Ach du meine Güte! Nein, sicher nicht, sonst hätte er's gesagt.«

»Frag' ihn mal. Ich rufe dich in fünf Minuten wieder an. Und weißt du, wer ihn abgestellt hat?«

»Nein, aber ich kann sie alle fragen. Allerdings erst morgen.«

»Seid ihr noch am Arbeiten?«

»Natürlich. Der Volvo ist fertig. An dem grünen BMW sind wir grade dran. Dann sollte der weiße und dann der rote Mercedes kommen. Ist was nicht in Ordnung?«

»Im Moment ist nichts. Macht nur weiter! Also in fünf Minuten.«

Er legte auf.

Herbert Dinkel fuhr in seinen Überlegungen fort. »Zweite Frage: was machen wir mit diesem Degemann. Wenn wir ihm den Jungen wieder 'rausrücken müssen, wäre das kein großer Verlust. Im Gegenteil, ich bin froh, wenn wir ihn los sind. Die ganze Sache hat uns kein Glück gebracht. Das größere Problem ist, daß da einer über uns Bescheid weiß, der nicht zu uns gehört. Und das geht nicht.«

»Nein!« kommentierte sein Bruder.

»Wir müssen zum Schein auf ihn eingehen. Wir müssen. . . ja, das werden wir machen! Wir geben den Jungen nur 'raus, wenn er die Papiere von dem Rechtsanwalt wieder abholt. Und dann schnappen wir ihn uns.«

»Richtig. Wir müssen ihn beiseiteschaffen. Sonst werden wir unsres Lebens nicht mehr froh. Der wäre eine ständige Bedrohung.«

Udo steckte sich eine Zigarette an. Seine Hände zitterten ein wenig. Dann warf er die Schachtel seinem Bruder zu, der sich ebenfalls bediente und sie an seinen Diener weiterreichte.

»Du mußt versuchen«, sagte er dabei, »ihm günstige Bedingungen abzuhandeln. Aber wenn er sich stur stellt, gib ihm ruhig ein bißchen nach. Wenn wir ihn nachher schnappen, ist der Vorteil doch auf unsrer Seite. Nur auf die Sache mit dem Rechtsanwalt können wir nicht verzichten. Das ist ja ein Damoklesschwert.«

»Ein was?« fragte Detlev. Sein Chef überhörte die Frage. »Wir müssen ihn aus dem Weg räumen, und das geht nur, wenn wir seine Sicherungen vorher beseitigen.«

Udo meinte: »Vielleicht stimmt das ja gar nicht, das mit dem Briefumschlag im Rechtsanwaltsbüro. Vielleicht blufft er nur.«

»Glaube ich nicht!« meinte Detlev. »Der ist clever. Der sichert sich erst, ehe er sich auf ein Geschäft mit uns einläßt.«

Eine Weile berieten sie noch und pafften nervös vor sich hin. Dann rief Detlev wieder in der Werkstatt an und erfuhr, daß der Fahrer, der den Mercedes abgeholt hatte, nicht gerade einer ihrer besten Leute war. Bemerkte hatte der nichts.

Detlev blickte auf seine Armbanduhr. »Soll ich?« Herbert nickte, und er wählte die Nummer von Rolf Degemann.

»Hören Sie, Degemann, wir sind mit dem Handel einverstanden. Sie holen den verschlossenen Umschlag von ihrem Rechtsanwalt ab, vernichten ihn und versprechen uns, nie zu irgend jemand etwas davon zu sagen. Dann lassen wir Ihren Jungen frei.«

»Ich habe mir das anders vorgestellt. Ihr laßt zuerst meinen Sohn frei, und dann hole ich den Umschlag ab.«

»Warum sollten wir eine Vorleistung erbringen? Woher sollen wir wissen, daß Sie uns nicht 'reinlegen?«

»Weil ich es Ihnen sage. Und wenn ich etwas verspreche – da werden Sie mir sicher recht geben – ist dem mehr zu trauen, als wenn Sie etwas versprechen, weil mein Verhältnis zur Ehrlichkeit doch etwas ungebrochener ist als Ihres.«

»Na, also. . .«

»Was ich sagen will: Ich bin jemand, für den das Wort aus der Bibel gilt: Eure Rede sei ja, ja –«

»Hören Sie auf zu predigen!« unterbrach Detlev. Man merkte ihm seinen Ärger an, an christliche Dinge auch nur erinnert zu werden.

Herbert winkte seinem Diener, daß er darauf eingehen solle. Der verstand.

»Okay, wir sind ja nicht kleinlich. Aber dann will ich, daß wir selbst in der Nähe sind, wenn Sie den Umschlag abholen. Wir wollen uns selbst vergewissern, ob das alles stimmt. Sie können uns ja viel erzählen!«

»Gut. Wann kommt mein Kind?«

Der Hausherr sah auf die Uhr und streckte alle Finger in die Höhe. »In einer guten Stunde, so gegen zehn. Und dann fahren wir gleich gemeinsam. . .«

»Das geht nicht. Da müssen wir erst morgen früh die Büroöffnung abwarten. Ich hab' den Anwalt schon einmal in seiner Wohnung aufgesucht. Aber jetzt hat er die Unterlagen sicher in seinem Büro.«

Herbert nickte, und Detlev antwortete: »Einverstanden. Dann bringen wir den Jungen auch morgen früh. Sagen wir um neun.«

Sein Chef schüttelte unwillig den Kopf und machte mit der Hand eine wegschiebende Bewegung, als wenn er sagen wollte: Nur weg mit dem Kind!

Degemann war anscheinend der gleichen Meinung. »Nein, ich will den Jungen gleich haben. Es bringt Ihnen ja doch keinen Nutzen, wenn er noch die Nacht bei Ihnen ist.«

»In Ordnung, wir bringen ihn. Sie sehen daran, daß wir's ehrlich meinen. Also – wir setzen den Jungen in Ihrer Straße ab. Und morgen um neun – wo treffen wir uns?«

»Der Anwalt wohnt in Sachsenhausen. Parken Sie in der Schifferstraße. Sie kennen ja meinen alten VW. Wenn Sie mich vorbeifahren sehen, kommen Sie einfach hinterher.«

Herbert nickte, und Detlev antwortete: »Einverstanden« und legte auf.

Sein Chef gab sofort Anweisungen: »Fahr' gleich mit Erich los und bring das Kind weg. Du kannst meinen Mercedes nehmen. Aber setzt den Bengel nicht direkt vor der Haustür ab. Er kann ruhig ein bißchen laufen. Niemand soll das Auto beobachten, wenn ihr ihn 'rauslaßt. Der Junge soll die Augen zumachen, bis ihr weggefahren seid.«

Fast ein bißchen beleidigt, antwortete Detlev: »Lassen Sie mich nur machen, Herr Dinkel!«

»Auf dem Rückweg fahr' noch mal bei der Werkstatt vorbei. Aber vorsichtig! Guck, ob da vielleicht Polizei in der Nähe ist. Und dann kannst du mit den beiden, die den Jungen entführt haben, ausmachen, wo ihr euch morgen früh trifft.«

»Das ist gut, die kennen den VW. Aber es reicht einer. Ich hab' ja noch Erich.«

»Den setz' irgendwo ab. Obwohl die beiden das auf dem Bauernhof vermässelt haben, traue ich ihnen mehr zu als Erich. Vor allem sind sie härter.«

»Noch was, Chef: Sollen wir ihn gleich umlegen, sobald er uns das Papier gegeben hat? Mit Schalldämpfer in einer Flurecke oder so?«

»Ich nehme an, dazu werdet ihr keine Gelgenheit haben. Da sind doch überall Leute. Das ist sicher zu gefährlich.«

»Man könnte ihm auch nachts auflauern, wenn er aus seiner Teestube kommt. Das wäre am sichersten.«

Udo meinte: »Das dauert zu lange! Ich meine, wir sollten ihn so schnell wie möglich ausschalten. Falls er doch die Absicht hat, uns zu verraten, darf er dazu gar keine Gelegenheit kriegen.«

Sein Bruder Herbert wiegte den Kopf. »Wir dürfen nicht zu lange warten, das stimmt. Aber bei der Übergabe des Umschlags – das ist viel zu riskant. Wir kennen die Räumlichkeiten und die Umstände nicht und können uns nicht vorbereiten. Nein, nein.«

»Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, Chef: Die zwei sollen sich im Hausflur von Degemann verstecken und ihn erledigen, wenn er zurückkommt. Das ginge gut. Ich kenne mich da ein bißchen aus.«

»Na schön, macht das! Laßt uns morgen früh noch mal alle Einzelheiten durchgehen. Es darf nichts dem Zufall überlassen bleiben. Jetzt bringt erst mal das Kind aus meinem Haus!«

»Okay, dann gehe ich jetzt.« Detlev drückte seine Zigarette aus, verließ das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinauf.

Als es klingelte war Rolf schon auf der Treppe. Er hatte seinen Sohn vom Fenster aus gesehen. Er öffnete die Haustür, und dann lagen sie sich in den Armen. Lange standen sie da, dann sagte Dirk: »Jetzt will ich zu Mama!«

»Mama ist nicht da, Dirk. Sie ist mit Ute bei den Großeltern, weil hier alles so gefährlich war. Aber wir rufen sie jetzt gleich an. Komm mit!«

Sie stürmten die Treppe hinauf. »Hast du Hunger, Dirk? Oder Durst? Oder tut dir etwas weh?«

»Ein bißchen Durst habe ich schon. Aber sonst ist alles okay. O Mann, Papa, wie die mich gefesselt haben! Und in den Kofferraum haben sie mich gesteckt. So ungefähr. . .«

Dirk legte sich gekrümmt aufs Sofa.

Sein Vater lächelte ein wenig und griff zum Telefon. Als er gewählt hatte, stand sein Sohn schon neben ihm. »Mama!« rief er, noch ehe sich jemand am anderen Ende gemeldet hatte.

Dann hörte man die Stimme des Großvaters. »Dirk!«

»Hallo, Großvater! Ich bin wieder da. Es war unheimlich spannend. Ist Mama da?«

»Ja, deine Mama steht schon neben mir.«

Rolf Degemann hörte sich lächelnd an, was Dirk sprudelnd ins Telefon sprach. Dabei ging er in die Küche, holte alles, was es an Wurst und Käse gab, aus dem Kühlschrank, deckte mit einer neuen, sauberen Decke und dem Sonntagsgeschirr den Tisch und stellte sogar noch eine brennende Kerze daneben. Als alles fertig war, schien auch der Redeschwall seines Sohnes allmählich zu versiegen.

»Willst du noch mit Papa sprechen?« fragte Dirk gerade.

Rolf kam herbei und übernahm den Hörer.

»Anke?«

Er hörte nur Schluchzen vom anderen Ende der Leitung. Dann, nach einer Weile: »O Rolf, ich bin so dankbar!«

»Ich auch, Anke, das kannst du mir glauben. Wir wollen nicht vergessen, Gott genauso ernsthaft zu danken, wie wir ihn vorher um Hilfe gebeten haben.«

»Und, Rolf, du hattest sicher recht, wie du alles gemacht hast. Es tut mir leid, daß ich dir so dazwischen. . .«

»Ach, das ist doch alles längst vergessen.«

»Kümmere dich gut um Dirk, ja? Ich bitte Vater, mich morgen gleich zu bringen. Ich denke, wir sind so rechtzeitig da, daß ich noch ein Mittagessen kochen kann.«

»Das wäre schön. Alles Weitere können wir ja dann morgen besprechen. Ich muß dir noch erzählen, wie wir das gemacht haben. Aber das ist eine längere Geschichte, und ich will noch ein bißchen mit Dirk reden.«

»Gut. Dann schlaf schön!«

»Darauf kannst du dich verlassen! Du auch! Und grüß' alle!«

Kaum hatte er aufgelegt und war in die Küche gegangen, da klingelte das Telefon erneut. Markus war dran.

»Ich wollte mich nur erkundigen, wie die Dinge stehen.«

»Glänzend, Markus! Dirk ist wieder hier!«

»Mensch! Wie hast du denn das erreicht? Mit Drohungen, du würdest sie verraten?«

»Ja, ich habe ihnen versprochen, nichts zu verraten, wenn sie Dirk zurückgeben.«

»Und daraufhin haben sie...? Das kann ich nicht glauben!«

»Da ist gar nichts zu glauben. Der Junge sitzt ja wohlbehalten hier bei mir in der Stube!«

»Rolf, ich kenne die Leute! Da ist etwas faul!«

»Unsinn, was soll denn da faul sein?«

»Das weiß ich nicht. Ich hab' das nur so im Gefühl. Die geben nicht auf ein bloßes Versprechen hin ihre Sicherung aus der Hand. Das kann ich mir einfach nicht vorstellen.«

»Naja, ich habe es ihnen als ein Christ versprochen. Ich habe ihnen gesagt, daß sie sich auf mein Wort unbedingt verlassen können. Ich mache keine faulen Tricks.«

»Das weißt du, und ich weiß es inzwischen auch. Aber die trauen dir doch nicht! Sie kennen dich doch gar nicht!«

»Außerdem haben sie ja nicht nur mein Wort. Ich gebe ihnen auch noch meine Sicherung heraus.«

»Sicherung?«

»Ja, ich habe alles genau aufgeschrieben und in einem geschlossenen Umschlag bei einem Rechtsanwalt hinterlegt. Das habe ich ihnen auch gesagt, damit sie mir nichts tun können. Aber natürlich wollen sie den Umschlag haben, oder sie wollen, daß ich ihn vernichte. . .«

»Rolf! Du wirst doch nicht so dumm sein, deine Sicherung aus der Hand zu geben!«

»Das muß ich doch! Das würde ich an ihrer Stelle auch verlangen. Es muß mir ja nur mal was dazwischenkommen, daß ich mich bei dem Rechtsanwalt nicht melden kann – schon wäre die Sache aufgefliegen. . .«

»Hör' mir mal zu, Rolf! Du hast dein Kind wieder, und dadurch bist du in einer gewissen Hochstimmung. Das kann ich verstehen. Aber wenn diese Hochstimmung dein Urteilsvermögen trübt, dann höre wenigstens auf den Rat eines Freundes, der noch nüchtern ist. Dieser Freund verdankt dir sehr viel, und es wäre ihm schrecklich, wenn dir etwas passieren würde.«

»Du machst dir ganz unnötig Sorgen, Markus. Aber jetzt entschuldige mich, ich muß mich um Dirk kümmern«, wollte Rolf das Gespräch beenden.

»Nur eins noch, bitte: Wann willst du ihnen das Material geben?«

»Morgen früh um neun. Sie kommen mit zu dem Rechtsanwalt. Jedenfalls bis vor das Haus.«

»Und wo wohnt der?«

»Der – das sage ich dir nicht, Markus. Und ich möchte dich auch bitten, die ganze Sache für dich zu behalten. Weißt du, ich habe versprochen, daß ich schweige. Da fände ich es

unredlich, wenn auf dem Umweg über dich doch alles ans Licht käme. Ich muß mein Wort halten. . .«

»Und wer sagt dir, daß die anderen ihr Wort halten?«

»Du, Markus, entschuldige, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit, das alles nochmal durchzukauen.«

»Schon gut, Rolf. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Markus!«

Als Andreas mit seinem Fahrrad auf die Straße hinausfahren wollte, sprang eine Gestalt hinter der Hausecke hervor. Im ersten Moment war er erschrocken, dann erkannte er den Lockenkopf.

»Markus, du? Du hast mich ganz schön erschreckt!«

»Du warst doch Andreas, nicht?«

»Richtig. Bin's immer noch. Ich hab' gerüchtweise gehört, was so alles passiert ist. Was ist mit dem Kind von Rolf?«

»Dirk ist wieder da, aber. . .«

»Na, da fällt mir aber ein Stein vom Herzen!«

»Aber die Gefahr ist noch nicht vorüber.«

»Welche Gefahr?«

»Ich weiß es leider nicht genau. Aber ich nehme an, daß die Bande Rolf ans Leben will.«

»Wie?«

»Andreas, weshalb ich komme: Ich wollte dich um Hilfe bitten. Ich weiß nicht, was ich sonst tun soll. Zur Polizei kann ich nicht. Weniger meinetwegen als vielmehr, weil Rolf es auch nicht will. Er glaubt ja auch nicht, daß eine Gefahr besteht, und ich. . .«

»Was soll ich tun?«

»Kannst du mir ein Auto besorgen? Ich kann mir keins mieten, weil ich gesucht werde und auch keine feste Wohnung habe. Und ich muß unbedingt. . .«

»Wann brauchst du es denn?«

»Morgen früh. Am liebsten wäre es mir, wenn du dabei sein könntest. Was ich vorhabe, ist alleine schwierig zu machen. Und du müßtest mir dann das Auto auch nicht einfach überlassen. Ich meine, weil wir uns ja kaum kennen.«

»Komm, wir gehen nochmal ins Haus, da können wir alles besser besprechen.«

Er schob sein Rad zur Tür der Teestube zurück, lehnte es an die Wand und kramte nach dem Schlüssel. Markus fragte: »Könntest du dich morgen freimachen?«

»Hm. Ich hab' Schule. Und so kurz vor dem Abitur. . . Aber wenn es wirklich wichtig ist, komme ich. Mit dem Auto ist das kein Problem. Meine Mutter borgt mir ihren Kleinwagen. So, komm' rein. Und dann erzähl' mir mal, was alles vorgefallen ist und was du vorhast.«

Der lange Oberschüler wirkte in dem kleinen Fiat seiner Mutter nicht weniger eingequetscht als sein Freund Degemann in seinem VW. Markus mußte schmunzeln, als Andreas sich hinter dem Steuer hervorzwängte.

»Fahr' du, Markus! Ich hab' meinen Führerschein erst ein paar Wochen. Wenn's drauf ankommt, schnell zu sein, klappt es bei mir vielleicht doch nicht so.«

Er stieg auf der anderen Seite ein, und Markus nahm hinter dem Steuer Platz, wo er auch etwas besser hinpaßte.

Dann fuhren sie los. Es war dichter Berufsverkehr. Eine Viertelstunde später bogen sie in die Straße ein, in der Degemanns wohnten. Einen Parkplatz gab es nicht. Aber sie mußten hier stehenbleiben, um beobachten zu können. Markus schaltete die Warnblinkanlage ein, und Andreas öffnete die Motorhaube.

Nachdem sie so zehn Minuten lang eine Panne vorge-täuscht hatten, schien ihnen das immer unglaublicher zu wirken. Andreas stieg wieder ein.

»Jetzt könnte er aber bald kommen, wenn er um neun da sein will!«

»Als ob er dich gehört hätte! Da ist er!«

Rolf Degemann kam aus dem Haus und ging ein Stück bis zu der Stelle, wo er sein Auto abgestellt hatte. Er startete und fädelt sich in den immer noch starken Verkehr ein. Markus hielt Anschluß.

Das war nicht einfach. Je weiter sie in die City kamen, desto dichter wurde der Verkehr. Als sie auf die Miquelallee fuhren, hätten sie ihn fast aus den Augen verloren. Sie rasten an einer Ampel vorbei, die schon Rot zeigte.

»Du mußt dichter 'ran, Markus!«

»Ich versuch's.«

Es war aber schwierig, die Fahrzeuge zu überholen, die zwischen ihnen fuhren. Zwei Autos vor ihnen fuhr jemand besonders bedächtig. Jetzt hielt der sogar an und ließ ein Auto vor, das rechts geparkt hatte. Markus blinkte links, um die Langsamfahrer auf der zweiten Spur zu überholen. Aber da war ein lückenloser Verkehrsstrom. Endlich konnte er sich irgendwo dazwischendrängen. Hinter ihm hupte es erbot.

Aber das Manöver war genau verkehrt. Plötzlich blieb die linke Reihe stehen, und nur die rechte fuhr weiter. Markus wollte wieder zurück, aber niemand ließ ihn.

»Ich seh' ihn nicht mehr«, seufzte Andreas.

»Mist!« antwortete Markus nervös.

Jetzt setzte sich die linke Schlange wieder in Bewegung. Aber der alte VW war verschwunden.

Schweigend fuhren sie weiter, immer geradeaus. Nach

einigen Minuten sagte Andreas: »Schon vier Gelegenheiten, wo er abgebogen sein kann.«

»So ein Mist!« stellte Markus noch einmal fest.

Es fiel ihm schwer, aber nach zwei weiteren Minuten gestand er ein: »Wir haben ihn verloren.«

»Und was jetzt?«

»Weiß nicht.«

Eine Weile fuhren sie noch schweigend weiter. Dann meinte Markus: »Soll ich dich zur Schule bringen? Sicher hast du noch nicht viel versäumt.«

»Laß uns mal überlegen, ob wir nicht noch irgendwas Sinnvolles tun können!«

»Wir könnten höchstens zurückfahren zu Rolfs Wohnung. Da ist jetzt Dirk alleine. Falls sie nochmal vorhaben, ihn zu entführen. . . Ich meine, das ist zwar unwahrscheinlich. . .«

»Aber möglich. Naja, und sonst warten wir eben, bis Rolf zurückkommt.«

Kurz entschlossen bog Markus bei der nächsten Gelegenheit rechts ab und machte sich auf den Rückweg.

Eine knappe halbe Stunde später standen sie wieder am Ausgangspunkt ihrer Fahrt. Sie fanden in einiger Entfernung einen Parkplatz, stiegen aus und gingen zu Degemanns Wohnung. Andreas klingelte.

Nichts rührte sich.

Noch einmal. Auch diesmal keine Reaktion.

»Der Junge muß doch da sein! Er hat ihn doch nicht mitgenommen! Und gestern am Telefon. . .«

»Vielleicht hat er ihn noch in der Nacht zu Freunden gebracht«, überlegte Andreas.

In diesem Moment zeigte Markus schweigend auf die Tür. Er hatte ein leises Geräusch dahinter gehört.

»Dirk!« rief Andreas laut. »Ich bin's, Andreas. Du kennst

mich doch. Sicher hat dir dein Vater gesagt, du sollst niemandem die Tür aufmachen. Das ist auch richtig so. Aber du weißt doch, daß ich keiner von den Verbrechern bin. Und hier neben mir ist Markus, das ist auch ein Freund deines Vaters.«

Der Junge antwortete leise: »Wo ist denn mein Vater?«

»Wir wissen es nicht genau, Dirk. Er wollte zu einem Rechtsanwalt. Wir beide sind ihm mit dem Auto nachgefahren, um ihm notfalls zu helfen, aber wir haben ihn im Stadtverkehr verloren. Bitte, laß uns rein, Dirk!«

Langsam öffnete sich die Tür einen Spalt breit. Andreas trat vor, und Markus lächelte so gewinnend, wie es ihm möglich war.

Eine Weile lugte nur ein Auge hinter dem Türrahmen hervor. Dann erklang leise, wie um sich selbst zu beruhigen, eine Stimme: »Dich kenne ich ja!«

»Eben!« nickte Andreas. »Guten Morgen, Dirk!«

Die Tür schloß sich wieder, die Sicherungskette wurde ausgehakt, und dann konnten sie eintreten.

»Ich bin Markus«, stellte sich der Lockenkopf vor und reichte Dirk die Hand hin. Der Junge war noch im Schlafanzug.

»Haben wir dich geweckt?« fragte Andreas.

»Nein, ich wollte gerade aufstehen. Wie spät ist es denn?«

»Halb zehn durch. Aber du hast doch Zeit und mußt dich erst mal ausschlafen.«

Dirk nickte. »Ich hab' nicht so gut geschlafen, wie sie mich entführt hatten. Und gestern abend war es auch spät.«

»Weißt du was«, schlug Andreas vor, »du wäschst dich jetzt und ziehst dich an, und ich mache dir in der Küche ein gutes Frühstück.«

»Kannst du das denn?« fragte Dirk skeptisch.

»Natürlich! Trinkst du Kakao?«

»Nee, Milch. Heiße.«

»Okay.«

Markus schlug vor: »Soll ich ein paar Brötchen holen?«

»O ja, das wäre toll!«

»Ich klinge einmal lang und zweimal kurz, wenn ich wieder da bin.« Schon rannte er die Treppe hinunter.

Wahrscheinlich wäre alles ganz anders gekommen, wenn er ein wenig langsamer gelaufen oder später gestartet wäre, oder auch nur eine Minute früher. So aber trat er gerade in dem Augenblick aus der Haustür, als drüben auf der anderen Straßenseite zwei Autotüren zuknallten und zwei Männer auf ihn zukamen.

Schon mit dem ersten Blick erkannte Markus sie. Es waren die beiden, die ihn verfolgt hatten.

Blitzschnell sprang er ins Haus zurück und zog die Tür zu. Er war ziemlich sicher, daß die beiden ihn nicht gesehen hatten.

In Windeseile war er die Treppe hinaufgesprungen, immer drei Stufen auf einmal nehmend, und klingelte mit dem verabredeten Zeichen, gleich mehrmals hintereinander. Andreas öffnete. »Was ist?«

»Die beiden Kerle sind auf dem Weg hierher!« keuchte Markus, drängte hinein und schlug die Tür zu.

»Was denn für...?«

»Leg die Kette vor und verrammle die Tür mit Möbeln! Ich rufe die Polizei. Beeil' dich!«

Schon während der letzten Worte hatte er die Nummer der Polizei gewählt.

Andreas wußte nicht recht, was das alles bedeuten sollte, tat aber, was ihm gesagt worden war.

»Schnell einen Streifenwagen!« hörte er Markus ins Tele-

fon brüllen. »Sie wollen uns umbringen! Sie sind schon im Haus! Kommissar Enders weiß, worum es geht. . .«

»Die Adresse!« unterbrach ihn Andreas. Aber anscheinend hatte der Beamte am anderen Ende der Leitung auch gerade danach gefragt. Markus nannte Straße und Hausnummer. »Aber schnell, bitte! Ganz schnell!« Er legte auf.

»Hast du Angst, daß die hier eindringen wollen?«

»Natürlich! Was sollten sie sonst hier wollen? Ausgerechnet in diesem Haus!«

»Aber sie haben doch Dirk gerade erst freigelassen. Was sollten sie von ihm wollen?« Andreas keuchte, mehr vor Spannung, als vor Anstrengung beim Schieben des Küchentisches.

»Ich weiß es nicht. Aber irgendwas werden sie wollen. Und wenn sie mich hier entdecken, bin ich dran!« Während er das sagte, riß er verschiedene Schubladen auf und suchte etwas, das sich als Waffe eignete.

Andreas wäre fast über Dirk gestolpert, der verständnislos auf die hektische Betriebsamkeit starrte. »Versteck dich, Dirk! Am besten weit weg von der Tür, falls sie schießen. Im Schlafzimmer vielleicht. Schnell!«

Der Junge verschwand.

»Jetzt still!« flüsterte Markus Andreas zu. »Falls sie nicht wußten, daß wir hier sind, brauchen sie es nicht schon zu hören.«

»Bleib' hier hinter der Ecke. Falls sie durch die Tür schießen.«

»Aber wenn sie die Tür aufbrechen, will ich danebenstehen und zuschlagen!« Er wog den Kartoffelstampfer in seiner Hand.

»Ich weiß nicht recht. . .«, murmelte Andreas mit einem skeptischen Blick auf die eher harmlos wirkende Waffe.

»Es ist ja nur für sehr kurz. Die Polizei muß gleich kommen.«

Nach einigen Augenblicken flüsterte Andreas: »Sie müßten eigentlich längst da sein.«

Markus nickte nur.

Andreas blickte um die Ecke. Nichts rührte sich. Weder die Tür noch der Tisch oder das Garderobenschränkchen hatten ihre Stellung verändert.

»Ob sie draußen stehen?«

Markus zuckte die Schultern.

»Und auf uns warten?«

»Warum? Aber wenn, dann wäre es das Beste, was uns passieren kann. Einfach warten, bis die Polizei kommt.«

In diesem Augenblick hörten sie das Martinshorn. Ein zweites schien sich von der anderen Seite zu nähern. Markus sprang zum Fenster. Da bog ein Streifenwagen mit Blaulicht in ihre Straße ein.

»Sie sind da!« rief er Andreas zu, der die Tür im Auge behielt. Als er wieder nach unten schaute, waren noch zwei grün-weiße Wagen mit blinkendem Blaulicht unterwegs zu ihrem Hauseingang.

Man hörte im Treppenhaus lautes Poltern. Dann wurde an der Wohnungstür geklingelt.

»Wer ist da?« fragte Andreas zaghaft.

»Polizei!« wurde dröhnend geantwortet. »Haben Sie uns gerufen?«

»Ja. Moment.«

Die beiden jungen Männer schoben die Möbel beiseite und öffneten.

Markus war verwirrt. »Haben Sie die beiden denn nicht. . .«

»Wovon sprechen Sie?«

»Sie müssen noch hier irgendwo sein! Ich hab' doch gesehen, wie sie auf das Haus zukamen. Und das Auto steht ja auch noch da!«

Der Polizist wurde amtlich. »Mein Herr, wenn Sie die Polizei rufen, ohne daß ein wirklicher Grund. . .«

»Aber ich sage Ihnen doch: Die müssen noch im Haus sein! Oder sie sind zum Hintereingang 'raus, als sie Ihre Sirenen gehört haben!«

»Durchsucht alles!« wies der Beamte seine Kollegen an. »Und Sie bleiben bitte in Ihrer Wohnung!«

Markus und Andreas konnten es sich aber nicht verkneifen, wenigstens an der Wohnungstür um die Ecke zu sehen.

Plötzlich entstand unten ein lauter Tumult. Rufe drangen herauf, aber zu verstehen war nicht viel.

Dann erschien der Kopf eines Polizisten am oberen Treppenabsatz. »Sind Sie Markus Tanner?«

»Ja.«

»Sie möchten bitte zum Kommissar kommen.«

Markus ging hinunter, und Andreas folgte ihm.

Unten im Flur standen die beiden Gangster, mit denen Markus schon Bekanntschaft gemacht hatte. Der Kommissar in Zivil stand ihnen gegenüber. Umringt war die Gruppe von einer ganzen Schar uniformierter Beamter.

Gerade redete der Hagere von den beiden Gefangenen wie ein Wasserfall. »Ehrlich, Herr Kommissar, da war keine böse Absicht. Wir verstehen uns gut mit dem Herrn Degemann. Sie können ihn ja fragen, wenn er nach Hause kommt.«

»Was wollten Sie denn von ihm?«

»Ach, wir – naja, wir hatten was zu besprechen. Aber es war wirklich. . .

In diesem Augenblick entdeckte er Markus auf der Treppe und stockte.

Enders folgte seinem Blick. »Kennen Sie diesen jungen Mann?«

»Hallo, Mecki! Wie geht's?« brachte der Gefragte nur hervor.

»Chef!« Ein Polizist kam aus der Tür, die in den Keller führte. Er hielt mit einem Taschentuch eine Pistole mit langem Schalldämpfer in die Höhe. »Das hier lag unter den Kartoffeln.«

»Danke! führen Sie die beiden ab! Ich will sie nachher in meinem Büro sprechen. Und durchsuchen Sie den Keller weiter, ob Sie noch eine zweite Waffe finden!« Er wandte sich um. »Herr Markus Tanner, nehme ich an?«

»Ja.«

»Ich bin Kommissar Enders. Ist Herr Degemann nicht da?«

»Nein, der ist bei einem Notar. Aber am besten erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte der Reihe nach, Herr Kommissar.«

»Gut. Gehen wir nach oben in die Wohnung. Und wer sind Sie, bitte?«

Andreas stellte sich vor und führte dann den Kommissar in die Degemannsche Wohnung hinauf.

»Nehmen Sie Platz!« bat Markus, als ob er hier zu Hause wäre.

Andreas fiel plötzlich etwas ein: »Wo ist denn Dirk?« Er öffnete die Schlafzimmertür. »Dirk!«

»Ja«, tönte es dumpf und schüchtern aus dem Kleiderschrank.

»Komm' raus, Dirk, die Gefahr ist vorüber!«

»Wie denn?« staunte der Kommissar. »Der Junge ist wieder da? Davon weiß ich ja gar nichts!«

»Am besten, ich erzähle alles von Anfang an«, machte Markus einen zweiten Versuch.

»Ein guter Vorschlag«, stimmte der Kommissar zu und lehnte sich befriedigt in seinem Sessel zurück. »Und anschließend würde ich mich gern mit dem Jungen unterhalten.«

Das große Tor öffnete sich leise einen Spalt breit. Gestalten huschten herein und verteilten sich auf dem weiträumigen Gelände. Sie trugen Waffen und bemühten sich, hinter Schotterbergen, Stapeln von Hohlblocksteinen und großen Betonrohren in Deckung zu bleiben. Allmählich rückten sie gegen die Garage im hinteren Teil des Hofes vor.

Ein Offizier gab ein Zeichen, zwei Männer rissen das große Tor auf, zwei andere drangen mit vorgehaltenen Waffen ein, weitere folgten. Aber kein Mensch war da, den sie bedrohen konnten. Mehrere Autos standen in der geräumigen Halle. Es war dämmrig, denn die Fenster waren zugeklebt. Ein Polizist schaltete das Licht an.

Rechts oben wurde ein etwas erhöhter, abgetrennter Raum sichtbar, durch dessen Fenster man in die Halle sehen konnte, und der offenbar als Büro diente.

»Alles ausgeflogen«, berichtete der Polizeioffizier seinem Kollegen Enders, der eben hereinkam. »Vielleicht sind wir zu spät gekommen.«

»Nein, nein«, murmelte Enders, während er sich sorgfältig umsah. »Sie arbeiten sicher nur nachts. Darum ist jetzt niemand hier. Es wundert mich nur, daß keine Wache da ist. Lassen Sie alles gründlich durchsuchen!«

Er schritt langsam zu dem erhöhten Büroraum.

»Moment, Chef!« rief sein Mitarbeiter Schäfer, überholte ihn, sprang die Treppe hinauf und stieß die nur angelehnte Tür auf. Die vorgehaltene Pistole voran trat er ein und blickte in alle Ecken. »Niemand hier.«

»Vielen Dank, Schäfer«, lächelte Enders und folgte ihm in das Büro. Er öffnete den Schrank, zog einige Akten heraus und blätterte darin.

In diesem Augenblick heulte unten in der Halle ein Motor laut auf. Ein Mercedes, der weiter hinten stand, raste mit durchdrehenden Reifen los, umkurvte zwei andere Autos, rammte ein drittes und brauste durch das geöffnete Tor auf den Hof.

Schüsse peitschten hinter ihm her.

Enders rannte die Stufen hinunter und quer durch die Halle. Er kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Fahrer vor dem Hoftor anhielt, heraussprang und sich mit aller Kraft gegen das Tor warf, um es aufzuschieben.

»Halt! Stehenbleiben!« riefen die Polizisten, die ihm am nächsten standen, und rannten ihm nach.

Aber schon war der Mann wieder in seinem Wagen und brauste los. Ein Polizist war nur noch wenige Schritte entfernt. Er zielte auf den hinteren Reifen. Mehrere Schüsse. Der Mercedes hatte schon so viel Geschwindigkeit, daß er sich um die eigene Achse drehte, als der rechte Hinterreifen keine Luft mehr hatte. Er prallte gegen eins der Polizeiautos, die dort standen, und blieb stehen.

Als die Polizisten herankamen und die Tür aufrissen, wäre der Mann fast herausgefallen. Sie hielten ihn und zogen ihn heraus. Er stöhnte und hielt sich den Bauch. Aus einer Wunde auf der Stirn rann ihm Blut übers Gesicht.

Enders war schon heran. Seine Mitarbeiter staunten manchmal, wie sportlich er noch war trotz seines vorgerückten Alters und trotz seines zur Fülle neigenden Körperbaus.

»Das war nicht sehr klug von Ihnen«, sagte er zu dem Verletzten.

Der stöhnte: »Wenn das Tor. . .«

»Ja, wenn das Tor offen gestanden hätte! Aber es hat nicht. Windgassen, rufen Sie einen Krankenwagen! Und begleiten Sie den Mann ins Krankenhaus. Weichen Sie ihm nicht von der Seite! Sie werden später abgelöst.«

Er wandte sich noch einmal zu dem Gefangenen. »Wer sind Ihre Kollegen? Namen und Adressen bitte!«

»Was. . . was denn für Kollegen?« stöhnte der.

Enders holte Luft, um zu antworten, winkte dann aber ab und ging zurück über den Hof in die Halle.

»Schäfer!« Der Gerufene trat neben ihn. »Nehmen Sie sich mal das Büro vor! Ich nehme zwar an, daß wir nicht viel finden, was sich als Beweismaterial eignet, aber wir müssen's wenigstens versuchen. Achten Sie besonders auf Namen, Adressen, Telefonnummern. Und suchen Sie nach einer Querverbindung zu diesem – wie hieß er noch? – Dinkel! Ich sehe mich mal hier ein bißchen um. Sie wissen ja, Akten und Papier sind nicht meine Lieblingsobjekte.«

»Okay. Ich will sehen, ob ich was finde.«

In diesem Moment fuhr Degemanns alter VW in die Halle. Der Besitzer und Markus Tanner stiegen aus.

Tanner fuhr sich mit den Fingern erregt durch die Locken und rief zu Enders hinüber, noch ehe sie einen Gruß ausgetauscht hatten: »Herr Kommissar, Rolf Degemann ist nicht zu überzeugen, daß die Leute ihn umbringen wollten.«

»Nein, nein«, korrigierte Degemann. Enders war jetzt herangekommen. »Es ist nur – wenn es noch nicht bewiesen ist. . . Ich hatte den Entführern versprochen, daß ich nichts von meinem Wissen preisgebe, wenn sie meinen Jungen freilassen. Ihren Teil des Vertrags haben sie erfüllt, ich mußte meinen auch erfüllen. Ich habe mich sogar extra darauf berufen, daß sie sich auf mein Wort als Christ verlassen können. Jetzt werden sie denken, ich hätte sie verraten.«

»Aber Herr Degemann!« Enders war sichtlich verärgert. »Treiben Sie's mit Ihrer Weltanschauung nicht auf die Spitze! Das sind keine Gentlemen, mit denen man Abkommen schließt, sondern ehrlose Gesellen, rücksichtslose Verbrecher!«

»Sie wissen, was ich für eine Arbeit mache, Herr Enders. Ich kann meinen Beruf nur ausüben, wenn sich auch die ehrlosen Gesellen unserer Stadt auf mein Wort verlassen können. Wenn sich aber herumspricht, daß ich jemanden verpiffen. . .«

»Aber die haben ihr Wort nicht gehalten! Sie wollten Sie umbringen, Mann!«

»Naja, wenn das wirklich so ist. . .«

»Es ist so! Was sollten die Leute wohl sonst mit einer Pistole in Ihrem Flur gesucht haben? Die Befragung wird sicher Ihre letzten Zweifel beseitigen. Außerdem haben nicht Sie diese Werkstatt verraten, sondern Tanner, falls das Ihr Gewissen beruhigt! Und er hat recht daran getan. Im übrigen sollten Sie ihm dankbar sein, denn er hat Ihnen das Leben gerettet.«

Rolf Degemann sah Markus mit großen Augen an, als käme ihm diese Erkenntnis erst jetzt.

Seine Nerven waren in den letzten Tagen arg strapaziert, dachte Enders und ging zum Büro hinüber. Als er durch die Scheibe zurückblickte, sah er, wie die beiden Männer sich die Hände reichten, und dann – er traute seinen Augen kaum – auch noch um den Hals fielen.

Schäfer erstattete Bericht: »Bisher keine Namen und Adressen, Chef. Auch keine Verbindung zu Dinkel! Ich weiß nicht, wo ich jetzt noch suchen sollte. Was hier an Papieren war, habe ich alles überflogen.«

»Hm. Das muß alles mit. Wir werden es sicher noch mal

gebrauchen können. Hm. Dinkel – schade, daß wir nichts. . . Moment! Sagen Sie mal, Schäfer, ist das nicht ein Volvo dahinten?«

»Der schwarze Wagen in der Ecke? Ja, ein Volvo.«

»Nehmen Sie den als erstes vor! Ursprüngliche Farbe, Sichtbarmachen der abgeschliffenen Fahrzeugnummer, usw. Sie wissen schon. Ich gebe Ihnen ein Bier aus, wenn das der Wagen des jüngeren Dinkelbruders ist.«

»Vielen Dank schon mal für das Bier, Chef.«

Nachdem jeder jeden umarmt hatte – sogar Ute hatte Dirk einen Kuß gegeben – setzte sich die ganze Familie um den Küchentisch. Es gab zwar noch nichts zu essen, aber so konnten alle ihre Erlebnisse erzählen, und Anke konnte dabei das Mittagessen vorbereiten.

Auch Markus saß dabei. Zunächst hielt er sich etwas schüchtern im Hintergrund. Bald aber war er von der allgemeinen Herzlichkeit vereinnahmt. Er lachte mit und erzählte seine Erlebnisse. Später vertiefte er sich in ein Gespräch mit Ankes Vater, der sich ein wenig in der Türkei auskannte.

Während sie beim Essen saßen, klingelte das Telefon.

Rolf blieb längere Zeit draußen, und als er zurückkam, strahlte er.

»Kommissar Enders hat angerufen. Es sieht so aus, als hätten sie jetzt die Drahtzieher gefunden. Ein Brüderpaar namens Dinkel. Sie sind vorläufig festgenommen worden.«

»Prima! Gott sei Dank!« sagte seine Frau, und Markus entfuhr ein Seufzer der Erleichterung.

Rolfs Schwiegervater meinte: »Daß er aber extra angerufen hat, um dich zu informieren, finde ich nett.«

»Das war wohl nicht seine Hauptabsicht. Er fragte, ob Dirk heute nachmittag abgeholt werden könnte, um das Haus in

Augenschein zu nehmen. Vielleicht erkennt er es wieder. Machst du da mit, Dirk?»

»Na klar!« antwortete der.

Markus nahm Rolf ein wenig zur Seite. »Hat er auch was über mich gesagt?«

»Nein.«

»Er hat mir heute morgen nur gesagt, ich sollte nicht verschwinden.«

»Und das tust du auch nicht?«

»Nein, natürlich nicht. Ich bin jetzt einmal auf diesem Weg, und ich werde ihn bis zum Ende gehen.«

»Du wirst vielleicht ins Gefängnis müssen. Ich kenne mich zwar mit dem Strafgesetzbuch nicht so aus, aber ich denke. . . Andererseits werden sie dir mildernde Umstände anrechnen.«

Markus nickte und schwieg eine Weile. Dann sah er Rolf in die Augen. »Weißt du, irgendwie war mein Leben in der letzten Zeit auch ein Gefängnis. Schlimmer kann's im richtigen Knast kaum werden. . .«

»Sag' das nicht, du! Es –«

»Trotzdem. Ich will es hinter mir haben. Und außerdem: Ich denke, das ist der Preis, den ich zahlen muß, wenn ich noch mal ganz neu anfangen will. Und das will ich! Ich will mit Gott ins reine kommen, verstehst du?«

»Sehr gut verstehe ich das.«

»Ich brenne darauf, daß du deine eigenen Sorgen los bist, damit du ein bißchen Zeit für mich hast. Ich brauch' dich für meinen Neuanfang.«

Rolf nickte. »Ich helfe dir gern. Und Zeit habe ich auch, von mir aus jetzt gleich. Nur, du mußt wissen, ich bin kein. . .«

». . .kein großer Prediger, ich weiß!« lächelte Markus. »Das

sagtest du schon. Aber du sollst mir ja auch keine Predigt halten, nur ein bißchen erklären. Und vielleicht mal – äh – mit mir beten. Ich denke, das kannst du.«

Er lächelte den Älteren etwas verlegen an.

Rolf lächelte aber nicht zurück, nickte nur und sagte: »Ich habe es ganz neu gelernt.«

Als Rolf in den Fahrweg einbog – er kam zum ersten Mal wieder an die Arbeit – standen da schon zwei Fahrzeuge. Er wunderte sich und benutzte notgedrungen den letzten freien Parkplatz.

Sein Erstaunen stieg, als er vor die Tür kam. Darüber hing ein großes Pappschild mit der Aufschrift: Herzlich willkommen!

Er ging hinein – und traute seinen Augen kaum: Vor ihm standen eine Menge Leute. Andreas war da und all die anderen freiwilligen Mitarbeiter. Einige »Gäste«, so nannten sie die Leute, die sie betreuten, waren auch schon früher gekommen.

Mehrere Herren der Kirche waren da, seine Arbeitgeber. Zwei Männer und eine Frau kannte er nicht, aber der Notizblock und der Fotoapparat schienen auf Presseleute hinzudeuten.

Aus der Mitte der Gruppe strahlte ihm Markus entgegen. Andreas holte tief Luft, und daraufhin setzten alle im Sprechchor ein: »Herzlich willkommen!«

»Wir sind so froh, daß wir dich wiederhaben«, erklärte Andreas, »und da wollten wir ein bißchen feiern.«

»Und Sie damit überraschen!« ergänzte der Pfarrer von der Heilig-Geist-Gemeinde. »Sie sind jetzt nämlich ein Held.«

»Deine Frau und die Kinder sollten eigentlich vor dir da sein«, erklärte Markus. »Aber es hat wohl nicht so richtig

geklappt. Sie müssen« – er erschrak bei einem Blitz des Fotografen neben ihm – »Sie müssen gleich hier sein.«

»Kommissar Enders will nachher auch noch mal kurz 'reinschauen. Wir haben ihn auch eingeladen, weil wir dachten. . .«

Weiter kam er nicht, denn einer der Pfarrer hatte gerade »Nun danket alle Gott« angestimmt, und alle, die den Choral kannten – knapp die Hälfte der Anwesenden –, sangen kräftig mit.

Dann kam Anke mit den Kindern hinter Rolf zur Tür herein. Sie stellte sich neben ihren Mann, hakte ihren Arm in seinen und sang das Lied bis zum Ende mit.

Es war nicht unbedingt ein musikalischer Hochgenuß. Einer der Pfarrer hatte eine laute und schrecklich schnarrende Stimme, ein junger Mann von den Helfern brummte nur immer auf einem Ton, und die »Gäste« gaben gelegentlich ein paar undefinierbare Geräusche von sich, um nicht so deutlich merken zu lassen, daß sie das Lied nicht kannten. Aber alle waren bewegt und fanden den Gesang sehr schön.

Als der letzte Ton verklungen war, hob Markus Dirk auf einen Tisch neben der Tür und sagte: »Dich müssen wir ja auch feiern, nicht wahr? Wie du die Kerle 'reingelegt hast, das war ganz toll!«

Der Junge wußte nicht recht, ob er stolz oder verlegen dreinsehen sollte, und entschloß sich dann zu einem Mittelweg.

»Ich will auch auf den Tisch, Mama«, sagte Ute leise. Andreas hörte es und hob sie daneben. Von dort oben konnte sie nun über den Halbkreis der Leute hinwegsehen und rief begeistert: »O Mama, es gibt Kuchen!«

Alle lachten. Die Kinder wurden heruntergeholt und an die gedeckten Tische geführt.

Die Reporter kamen auf Rolf zu. »Dürfen wir Ihnen ein paar Fragen stellen, Herr Degemann?«

Der schien jetzt erst aus einer Art Versenkung hervorzukommen. »Ah – nein, bitte nicht, ich. . . bitte!«

Darauf waren die drei nicht gefaßt. »Aber warum denn nicht?«

»Nur ein paar kurze Fragen, damit wir nichts verkehrt schreiben!«

»Sie werden sehen, das wird eine tolle Story!«

»Also, was haben Sie gedacht, als. . .«

»Nein! habe ich gesagt!«

Die Reaktion von Rolf war so heftig, daß alle im Raum seine Worte hörten und erstaunt hersahen. Nach dem fröhlichen Lärm herrschte nun plötzlich eine betretene Stille.

Rolf merkte, was seine Worte ausgelöst hatten. Er sah mit großen Augen in die Runde, während seine Hände in einer hilflosen Geste ein wenig herumruderten. Zwei Sekunden verstrichen, die wie zwei Minuten wirkten.

Dann stotterte Rolf: »Entschuldigt! Entschuldigt bitte! Ich – ich wollte euch nicht die Freude verderben. Ihr habt alles so nett gemacht. Aber. . .« Er wandte sich zur Tür.

»Rolf! Was ist denn?« Anke ging ihm ein paar Schritte nach.

Degemann drehte sich wieder den anderen zu. »Entschuldigt bitte! Ich – ich finde es nur so – so unpassend, mich hier feiern zu lassen.«

»Aber warum denn?« fragte einer der Kirchenleute und bemühte sich um einen versöhnlichen und beruhigenden Ton. »Die jungen Leute wollten nur ihre Freude ausdrücken.«

»Ja, ja, das ist schon richtig so. Aber das mit der Zeitung, und überhaupt. . . das ist alles wie so ein happy end. Der

strahlende Held im Kreis seiner Bewunderer. . . Aber es ist doch alles ganz anders! Ich habe doch nur getan, was nötig war. Ich war dazu gezwungen, versteht ihr?»

Als niemand auf seine Erklärung reagierte, fuhr er fort: »Markus! Wenn ihr einen Helden sucht: Markus ist einer. Und Dirk auch, jawohl mit seinen elf Jahren. . . Mir sind solche Heldengeschichten zuwider.«

»Na schön!« bemühte sich der Pfarrer wieder, die Wogen zu glätten. »Feiern wir eben keinen Helden, sondern nur den glücklichen Ausgang der Geschichte.«

Rolf brauchte wieder einige Augenblicke, bis er antwortete: »Es ist kein glücklicher Ausgang. Sicher, wir sind alle am Leben, und die Gefahr ist vorüber. Aber Menschen müssen ins Gefängnis, und einer ist schwer verletzt. Vielleicht behält er einen bleibenden Schaden. Was ist denn daran glücklich?«

»Aber Papa!« meldete sich Dirk. »Das sind doch die andern!«

»Genau hier liegt das Problem, mein Junge. Wir hier und die andern da. Die Bösen haben ihre Strafe – ihnen geschieht ganz recht – und die Guten feiern bei Kaffee und Kuchen ihr Heldentum. Das ist die Art von happy end, die ich nicht mag.«

Er stand da, ließ die Arme herunterhängen und schien seinen eigenen Worten hinterherzudenken. An den Tischen rührte sich niemand. Keiner wußte, was er jetzt sagen oder tun sollte.

Plötzlich meinte ganz hinten jemand: »Äh. . . ich. . .«

Es war »Nase«. Niemand wußte, wie er richtig hieß. Seinen Spitznamen hatte er von der breiten Boxernase, die ein gutes Drittel der Breite seines Gesichtes einnahm.

»Nase« sah sich um, merkte, daß alle Augen auf ihn

gerichtet waren, und stand polternd auf. »Ich weiß, was er meint. Also, Rolf. Was er meint, das versteh' ich.« Und setzte sich wieder.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte einer der Pfarrer vom Nachbartisch.

»Nase« sah wieder um sich und wuchtete seinen schweren Körper erneut hoch. »Das ist nämlich so«, begann er, »wie ich aus'm Knast gekommen bin, da ha'm se alle, naja, die Schalusien dicht gemacht. Un'n paar sind dagewesen, de ha'm mir geholfen. Aber immer so, verstehs'de, so von oben 'runter. Und alle Kumpels, die ha'm gesagt: Die woll'n alle nix mit uns zu tun haben. Und ich hab' auch gedacht: Leckt mich doch am. . . also, rutscht mir doch den Buckel 'runter! Muß ich eben wieder 'n Ding drehen, wenn mir keiner 'ne Schankse gibt. Also, ich hätte mich total im Recht gefühlt, verstehs'de. Aber dann bin ich hier hergekommen. Und Rolf – verstehs'de, Rolf, der ist nicht so weit da oben. Der is'n echter Freund. Und darum versteh' ich, was er meint. Die Bande – das sind doch alles Leute wie ich. Natürlich 'ne Klasse besser in unserm Fach, aber trotzdem. Naja, und er hatte ja mich nicht so – so weggestoßen, also, warum sollte er die dann. . .«

Als er sich setzen wollte, sagte der Pfarrer vom Nachbartisch: »Aber das waren seine persönlichen Feinde! Sie hatten immerhin seinen Sohn entführt!«

Das schien »Nase« etwas in Verlegenheit zu bringen. Er rieb sich am schlecht rasierten Kinn. »Ja, das stimmt. Hm. So'n Feind bin ich nicht gewesen. Ich hab' ihn nur einmal im Suff in den Magen gehauen und einen Stuhl kaputtgemacht.«

In diesem Augenblick erschien Kommissar Enders in der Tür. Er fand eine merkwürdige Stille vor und fragte erstaunt:

»Ach, Nase hält eine Rede? Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut.«

Dem schien der Beamte wie gerufen zu kommen. »Tach, Kommissar! Sagen Sie selber: Ist der Rolf nicht ein prima Kerl? Ich meine, er hat auch was für uns übrig.«

Enders antwortete: »Das kann ich bestätigen. Er hat für die Unterwelt so viel Verständnis, daß darunter schon manchmal die Zusammenarbeit mit der Polizei leidet. Oder sagen wir richtiger: Er hat Sympathie für die Menschen aus diesem Milieu.«

»Nase« setzte sich und bemerkte nur noch: »Ich weiß auch warum. Es ist wegen Gott.«

Enders wurde von Frau Degemann an einen Tisch geleitet. Das schien das Signal zu sein, nun Kaffee einzugießen. Die Minuten der Verlegenheit lösten sich in allgemeinem Gemurmel auf, und das ging bald in fröhliches Geschwätz über.

Rolf Degemann setzte sich neben den Pfarrer von der Heilig-Geist-Gemeinde. Markus saß gegenüber. Der Pfarrer sagte: »Ich fürchte, dieser Herr Nase, oder wie er heißt, hat Sie besser verstanden als ich. Entschuldigen Sie, daß wir nicht so. . .«

»Ich muß mich entschuldigen. Ich habe Ihnen eine Freude verdorben. Aber lassen Sie uns von was anderem reden. Es ist genug von mir gesprochen worden. Markus, weißt du, wie es weitergeht?«

»Es dauert noch etwas bis zu meiner Verhandlung. Vorher entscheide ich nichts. Aber bis dahin habe ich Arbeit und Unterkunft. Vorhin habe ich mit Klaus und Gisela telefoniert. Sie freuen sich, wenn ich komme. Ich kann. . .«

Jemand von den jungen Leuten kam an den Tisch. »Rolf, du wirst am Telefon verlangt.«

»Danke.« Degemann ging in den Nebenraum an den Apparat und meldete sich.

»Autovermietung. Endlich habe ich Sie erreicht. Herr Degemann, wie denken Sie sich das denn? Kommt da die Polizei und bringt uns den Mercedes, den wir Ihnen vermietet haben. Und statt weiß ist er rot!«

»Ach ja, entschuldigen Sie, das war. . .«

»Warum haben Sie uns denn nicht gemeldet, daß er Ihnen gestohlen wurde? Wir sind doch versichert.«

»Äh – ja, das ist so. . . Ach, könnte ich vielleicht morgen vormittag mal bei Ihnen vorbeikommen und alles besprechen? Und bezahlen?«

»Ist in Ordnung. Am besten so gegen zehn. Dann ist der Chef da, der kann das selbst machen.«

»Ja, das geht. Auf Wiederhören.«

Als Rolf auf den kleinen Flur trat, stand Anke da und wartete auf ihn.

»Ich wollte dir nur schnell etwas sagen, Rolf.«

»Ja?«

»Weißt du, manchmal bist du ja ganz anders, als alle Leute denken. Das haben wir eben gesehen.«

Rolf nickte nur.

»Manchmal bist du auch ganz anders, als ich denke, daß du sein solltest. Aber dann laß dich nicht irre machen! Ich freue mich, daß du so bist, wie du bist!«

Rolf nahm sie in die Arme. »Und ich danke Gott für dich«, sagte er leise.

Andreas kam in den Flur. »Oh, Entschuldigung! Ich wollte nur neuen Kaffee holen.«

Rolf lächelte ihn über die Schulter seiner Frau an. »Dafür brauchst du dich doch nicht zu entschuldigen. Kaffee ist was Gutes. Hol' ihn nur.«

Leseprobe

aus dem Buch des gleichen Verfassers:

Vier in einer Kajüte

208 Seiten, ABCteam-Taschenbuch 13 183

Das rücksichtslose Gepolter und laute Reden meiner Mitreisenden weckte mich, als die Sonne schon aufgegangen war. Ich mußte wohl erst gegen Morgen eingeschlafen sein.

Noch ehe ich mich angekleidet hatte, brachte der Herrnhuter das Frühstück. Aus dem Blick, mit dem er mich dabei ansah, merkte ich, daß die Nacht keine Besserung für den Schwerkranken und damit für uns alle gebracht haben konnte. Er sagte aber nichts, sondern wünschte nur eine gesegnete Mahlzeit und ging.

Mir war der Appetit ziemlich vergangen, aber auch die drei anderen stocherten lustlos in ihrem Essen herum. Trotz der frühen Stunde war es schon wieder drückend heiß. Die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht. Wir ließen das Frühstück fast unberührt stehen und gaben uns wieder unseren Beschäftigungen hin – Karten spielen, dösen, ab und zu ein paar Worte wechseln.

Es war irgendwann im Laufe des Vormittags, als die Schiffsglocke alle aus ihrer Lethargie riß. »Alle Mann an Deck« wurde gerufen. Der Steuermann trat bei uns ein und richtete uns aus, der Kapitän bäte darum, daß auch wir an der Zusammenkunft teilnahmen.

Wir brauchten unsere Kajüte nicht zu verlassen, sondern nur die Tür zu öffnen. Die Seeleute sammelten sich mit-schiffs, der Kapitän war einige Stufen zum Achterdeck emporgestiegen und wollte zu allen sprechen. Zunächst wartete er, bis sich alle seine Männer versammelt hatten.

Abenteuerliche Gestalten waren es, die da vor uns standen oder hockten. Alles kräftige Leute. Aber das war wohl so ziemlich das einzige, was sie gemeinsam hatten. Unter ihnen waren wilde Gesellen mit stechenden Augen, gutmütige Seebären, riesige Kerle wie Schränke und kleine, aber zähe und wieselflinke Leute. Und dann das Äußere: ausgediente Uniformen, Fischerzeug oder völlig undefinierbare Lumpen. Einer hatte sogar einen echten türkischen Turban auf dem Kopf. Auf was für verschlungenen Wegen der in den Besitz dieses Matrosen gekommen sein mochte, ist mir bis heute unklar.

Nun schien sich alles versammelt zu haben, und der Kapitän begann zu sprechen.

»Meine Herren« – das waren wir, denn er sah bei dieser Anrede zu uns herüber – »Männer, ich habe etwas mitzuteilen, das für uns alle von großer Bedeutung ist. Um allen falschen Gerüchten vorzubeugen und von Anfang an klarzumachen, wie es weitergehen wird, habe ich euch alle zusammengerufen.«

Also doch, dachte ich. Jetzt sagt er's. Jetzt ist sicher, daß die Krankheit der drei Leute uns alle in Gefahr bringt.

Ich sah mich um. Alle blickten gespannt auf den Kapitän. Offenbar war ich bis jetzt noch der einzige außer dem Herrnhuter, der Bescheid wußte.

»Ihr habt wahrscheinlich mitbekommen«, fuhr der Kapitän fort, »daß van Ryck gestern schwer krank war. Zwei weitere sind dazugekommen. Heute morgen geht es ihnen schlechter. Es besteht Verdacht, daß sie die Pest haben.«

Für Augenblicke war es so still, daß man das leise Plätschern der kleinen Wellen außen am Schiffsrumpf hören konnte. Dann aber brach ein Tumult los. Es wurde gerufen und geflucht, geweint und gebetet, geschrien und beraten.

Dann rief der Kapitän mit Donnerstimme: »Ruhe!« Allmählich kehrte gelähmte, gedrückte Stille ein.

»Wenn wir jetzt in Panik verfallen, wird alles nur noch schlimmer. Darum richtet euch genau nach meinen Anweisungen. Das vordere Logis wird nicht mehr betreten. Dort liegen die Kranken. Wer dort noch Sachen hat, soll sie liegen lassen und sich anders behelfen. Diese ›Landratte‹ – er zeigte auf den Missionar, der unauffällig an der Seite gestanden hatte, »wird die Kranken pflegen, er hat es bis jetzt auch schon getan.«

Plötzlich drückten sich alle zur Seite, die eben noch neben ihm gestanden hatten, bis auf einen ihnen ungefährlich erscheinenden Abstand. Der Herrnhuter tat, als merkte er es nicht.

»Und noch etwas: mit dem Faulenzen ist es jetzt vorbei. Es ist wichtig, daß wir jetzt so bald wie möglich zu einem Hafen kommen, wo es einen Arzt und Medikamente gibt. Wenn uns der Wind im Stich läßt, müssen wir selber nachhelfen. Das Beiboot wird ausgesetzt und gerudert. Der Steuermann teilt die Wachen ein. Je zwölf Mann ins Boot, zwei Stunden. Dann kommen die nächsten dran. Auch nachts. Alles klar?«

Unter den Leuten wurde gemurrt. Endlich wagte einer, die Mißstimmung vorzutragen: »Käpt'n, das ist aber eine elende Plackerei bei der Hitze. Können wir nicht nur nachts rudern?«

»Nein, auch am Tag!«

»Käpt'n, das nützt gar nichts, da machen wir doch kaum Fahrt!« Jemand anderes rief von hinten: »Warum noch schufteten, wenn wir sowieso verrecken?«

CHRISTLICHES VERLAGSHAUS STUTTGART

Markus Tanner, genannt Mecki, gehört zu einer internationalen Bande von Autodieben, die gestohlene Wagen in den Nahen Osten verschachert. Bezahlt wird mit Rauschgift... Mecki will aussteigen. Doch das ist leichter gedacht als getan, denn seine Bande würde dann alles tun, um ihn unschädlich zu machen. Der Diakon und Sozialarbeiter Rolf Degemann, der unter Rauschgiftsüchtigen und Ausgeflippten arbeitet, ist seine letzte Rettung. Bei ihm taucht er unter. Degemann bringt ihn sogar aus der Gefahrenzone. Aber er hat sich in der Gefährlichkeit der Bande getäuscht. Sie entführt seinen Sohn und will ihn damit erpressen. Außerdem kommt sie Mecki bald auf die Spur. Die Ereignisse überstürzen sich, ehe die Polizei eingreifen kann. Rolf Degemann gerät in große Gefahr. Für Mecki wird die Liebe seines Beschützers zur Anfrage an sein eigenes Leben, ja bringt ihn ins Fragen nach Gott, dem Geber dieser selbstlosen Liebe.

CHRISTLICHES VERLAGSHAUS GMBH STUTTGART